

Meine Mutter war keine Hure
Mein Vater war kein Trinker
Keiner von uns hatte Kinderlähmung
Der Krieg war vorüber
Eigentlich eine glückliche Kindheit.

Drei Jahre

An dem Tag, als mein Vater uns verliess, um nach Argentinien zu gehen, soll ich in der Unbedarftheit einer Dreijährigen einen Satz gesagt haben, der meiner Mutter erschreckend biblisch vorkam:

„Papa, was ist sieben mal sieben?“

Sieben mal sieben, `der kommt nicht wieder', spürte meine Mutter; es mag sein, dass es so war, wie sie es erzählt, mit dem Bruder, der sechs Jahre alt war und der achtjährigen Schwester, die gerade das Einmaleins auswendig lernte.

Aber ich habe es anders in Erinnerung. Ich weiss noch, dass, nachdem man mich wieder ins Bett gebracht hatte, es muss wohl abends gewesen sein, ich folgende Überlegung angestellt habe:

Wenn mein Vater nach Argentinien fährt und am Abend nicht wieder nach Hause kommt, was macht er dann mit dem Motorrad? Zuerst fährt er mit dem Motorrad zum Bahnhof, dann muss er es zurück nach Hause bringen, sonst bleibt es ja dort stehen, und dann fährt er wieder zum Bahnhof, natürlich mit dem Motorrad...

Ich überlegte, wie mein Vater aus diesem Schlamassel herauskommen würde, schlief aber darüber ein und überliess den Grossen die philosophischen Probleme.

Doch auch ich sollte philosophische Probleme bekommen, und was für welche.

Sie beginnen in einer Eingangshalle mit einem Fussboden aus lauter kleinen türkisblauen Mosaiksteinchen - das ist die Perspektive der Kinder - und einer riesigen Nonne, die mich vom Boden hochhebt, dass ich denke: Von diesem Berg komme ich nicht mehr runter, ich werde von meiner Mutter weggerissen und habe gar keine Kraft zu schreien, weil ich spüre, dass es nichts nützt. Sag der Mamma Ciao, sehen Sie, Signora, sie weint gar nicht, ich bin im Internat, im Kloster, im Waisenhaus, was ihr wollt, ich werde es erst mit achtzehn wieder verlassen.

Es muss dort gewesen sein, dass ich gestorben bin: in den Armen der Oberin, die sich von meiner Mutter entfernt und mit mir eine dunkle Treppe hinuntergeht, eine Treppe, die eigentlich nur zum Refektorium im Souterrain führt.

Und ich versuche mich anzupassen, zu überleben.

Ich lebe mich im Kindergarten ein: Die kleine Gans ist für Paolo, der Rucksack für Piero, der Bergschuh für Anita, für mich nichts, du bleibst am Abend hier, du gehst nicht nach Hause, du bist keine Externe, du bist eine Interne, wozu brauchst du ein Bildchen, um den Haken zu erkennen, an dem deine Jacke hängt, wo du doch gar keine hast?

Ich kann mich gut anpassen. Wenn die Zeit fürs Nickerchen kommt und ich den Kopf auf den Tisch zum Ruhen legen muss, so ruhe ich, bloss, dass ich Gedichte erfinde, ich kann sie nicht schreiben, ich kann sie nur sprechen und sage sie mir selber als Wiegenlied vor.

Nachts ist es anders: Nachts herrscht der Schrecken. Passt auf.

Um aufs Klo zu gehen, muss ich einen elend langen Korridor entlang laufen - zum Sterben, im Dunkeln - muss die Klotür aufmachen, darf nicht ins Loch sehen, weil da der Teufel ist, der mich anschaut - man hat mir gesagt, dass der Teufel da unten ist, und ich stelle es mir genau dort vor, wo das Loch aufhört - ich spinn doch nicht, ich geh doch nicht aufs Klo, komme was da wolle - ich versuche zu schlafen.

Aber da kommen die Soldaten. Sie kommen von den Bergen herunter und marschieren. Sie machen tum tum, tum tum. Ich wehre mich dagegen, ich weiss, dass es nicht sein kann, der Krieg ist vorbei. Aber ich höre dieses Tum-Tum. Ich sehe nach. Ich versuche aus dem Fenster zu schauen. Aber es ist hoch oben, knapp unter der Decke. Ich hänge mich an das Fensterbrett, die Füsse baumeln in der Luft, mit einem Ellenbogen stütze ich mich auf und mit der anderen, der freien Hand, ziehe ich den braunen Vorhang auf und schaue hinaus.

Nichts, das Geräusch ist verschwunden.

Jahre später habe ich es begriffen. Es war mein Herz, das ich schlagen hörte. Es war der Schrecken, der durch meine Adern marschierte.

Am nächsten Morgen änderte der Schrecken sein Gesicht. Es war der Schrecken des nassen Bettes.
Ich hatte ins Bett gemacht.

Ich hatte meine eigenen Mittel.

Ich stand auf und machte das Bett. Ganz perfekt.

Ich ging mit nassem Höschen in den Kindergarten, das trocknet schon mit der Zeit.

Das Problem war das Bett. Am Abend mit dem nassen Bett - merkten sie den Geruch eigentlich nicht? Beim Schlafen legte ich mich wie eine Banane mal rechts um den nassen Fleck und mal links herum. Nach drei Abenden musste ich die Konsequenzen ertragen. Das Bett. Wie soll ich ihn beschreiben, diesen Gestank, der mich heute noch verfolgt? Zu sagen, dass es nach Urin roch, trübe die Sache bei weitem noch nicht.

Und es kam der Tag, an dem sie mir drohten, entweder aufzuhören ins Bett zu machen oder mit der nassen Unterhose auf dem Kopf in die Schule zu gehen.

Gewisse Sachen ertrage ich nicht; leider ertrage ich noch weniger den Teufel, der aus dem Klo kommt, durch dieses Loch, das die Leute graben, um bis in die Mitte der Erde zu pinkeln.

Am nächsten Tag kontrollieren sie mich: "Du hast ins Bett gemacht", und meine Mitschülerinnen laufen los, um es der Dienstschwester zu melden, die mühsam die Treppen hinaufsteigt in den Schlafsaal, der ganz oben unter dem Dach ist, mit den Fenstern unter der Decke, von denen aus man die Soldaten nicht sehen kann.

"Lilli hat ins Bett gemacht."

"Sie soll sich zurechtmachen", keucht die Schwester.

Und die kleinen Mädchen kommen zu mir: "Du sollst dich zurechtmachen, du sollst dich zurechtmachen."

Es gibt Weniges, das ich weiss, aber eines davon ist, dass ich nie mit der nassen Unterhose auf dem Kopf in die Schule gehen werde.

"Ich mache mich bereit, um nach Hause zu gehen", sage ich.

Welches Nachhause weiss Gott allein, es ist zwar im selben Ort, aber meine Mutter ist Schmugglerin, sie ist vielleicht in Venedig oder in Lugano, um Zigaretten zu kaufen, und ist nicht da.

Aber ich gehe. Ich gehe so ruhig die Treppen hinunter, dass die Schwester mich gar nicht ernst nimmt, ich gehe in die Kirche, durchquere sie und verlasse sie durchs Hauptportal.

Und ich bin draussen. Um sieben Uhr morgens. Im Freien. Es ist kalt, aber ich will es nicht fühlen.

Ich gehe nach Hause. Unterwegs begegne ich der Putzfrau, sie ist auf dem Weg ins Internat zur Arbeit. Guglielmina heisst sie, die Arme.

"Was machst du?"

"Ich gehe nach Hause."

Und ich bin wohl so gefasst, dass sie meint, es sei richtig so.

Ich komme an. Alles verschlossen. Meine Mutter wird in Venedig sein. Das Haus hat keine Klingel.

Ich rufe Mamma, aber es ist ein Hauch, ich mach mir nichts vor.

Aber sie ist da. Sie hört mich. Sie steht auf. Sie hat geschlafen.

Sie lässt mich rein und bringt mich ins Doppelbett. Sie stellt keine Fragen. Sie sagt, schlaf, und ich schlafe.

Ihre Arme sind dick und immer kühl, ich weiss nicht, wie sie das macht, immer kühle Arme zu haben. Sie riecht nach Elizabeth Arden.

Zwei, drei, vier Stunden später sagt sie mir: "Du weisst, dass du zurückmusst."

Ich weiss, ich weiss. Ich weiss, dass du eine Schmugglerin bist, dass du immer unterwegs sein musst, um dir das Brot zu verdienen und so weiter und so weiter. Ich weiss es, aber glaub mir, ich konnte nicht mehr.

Wir entschuldigen uns beide mit den Augen.

Und ich lande wieder im Internat. Von nassen Unterhosen auf dem Kopf war keine Rede mehr.

Das rote Haus

Ich hatte drei Monate Sommerferien. Einen Monat verfrachtete meine Mutter mich mit den Schwestern in die Berge. Einen Monat steckte sie mich in eine Ferienkolonie ans Meer und den letzten Monat wusste sie beim besten Willen nicht mehr, wohin sie mich abschieben konnte und liess mich leben. Im roten Haus.

Es war nicht unseres. Wir wohnten nur dort. Ohne Miete zu bezahlen, natürlich. Es war so hässlich, dass ich mich in Grund und Boden schämte. Jetzt kommt es mir paradiesisch vor. So sind die Erinnerungen.

Vorne war ein Gärtchen, das durch einen kleinen Kiesweg in zwei Hälften geteilt war. Rechts, auf der Seite von denen, die ich Tanten nannte, stand eine Tanne. Und links, auf unserer Seite, eine Palme. Wir mussten immer auffallen.

Auf der Rückseite war am ersten Stock ein Balkon, aber wehe, den durfte man nicht betreten, er wäre hinuntergekracht. Man brauchte sich das gar nicht gross ausmalen, denn er war schon zur Hälfte abgebrochen.

Dann der Gemüsegarten.

Rechts, auf der Seite der Tanten, die Beete mit den Blumenkohlköpfen, dem Salat, den Melonen, die man nicht einmal angucken durfte, sie wären nie reif geworden, dem Rosmarin, dem Salbei und dem Feigenbaum.

Links, auf unserer Seite, das Paradies, wenn Gott es vergisst: Unkraut so hoch wie Bäume, der Misthaufen, wo unsere faulen Eier landeten und auch die der Tanten, der Baum mit Birnen, die, wie meine Mutter - mehr bewundernd als verärgert - bemerkte, nie weich wurden, selbst wenn man sie stundenlang kochte. Ein Apfelbaum mit nur faulen Äpfeln, ohne einen einzigen guten.

Er ist schön, der Apfelbaum. Und praktisch. Er verzweigt sich bereits knapp über dem Boden, und ich kann hinaufklettern. Ich hänge mich an einen T-förmigen Ast und schauke daran mit dem Kopf nach unten, wann und so oft ich will.

Im Frühsommer ist es gefährlich zum Baum zu gehen, denn wer weiss, wie viele Schlangen dort um die Wege sind. Und ausserdem sieht man die Grube mit dem ungelöschten Kalk nicht, keiner weiss, weshalb die dort ist, ich weiss nur, falle ich hinein, verbrenne ich. Später verdorrt das Gras, und ich getraue mich, dort herumzulaufen.

Es gibt Tage, da beschliesse ich, was Ordentliches zu machen. Ich versuche, das Unkraut auszureissen, als ob das so einfach ginge. Ich versuche es mit dem Spaten, mit dem Rechen, mit der Hacke, aber das ist alles zu schwer für mich. Ich gebe auf.

Ich bin alleine und frei wie ein Vogel.

Am Morgen wecken mich die Tauben. Um elf Uhr. Sie machen tütü, lülü, Lilli und ich wache auf. Es gibt viel zu erledigen.

Man kann aus Rosskastanien Seife machen, man muss sie nur schälen, sagt man, und sie reiben. Und ich reibe sie an der Hauswand. Mit dem Mus werde ich Seife machen.

Aber ich werde es schnell leid, und bei den zerschundenen Fingerkuppen ändere ich bald mein Programm.

Ich gehe zum Fluss und bin Wissenschaftlerin.

Der Fluss ist im Sommer immer ausgetrocknet. Nicht ganz ausgetrocknet, man sieht nie genau, ob Wasser da ist oder nicht.

Mein Bruder ist weiter vorn, um sich einen Damm zu bauen. Er will sich ein Schwimmbad machen; aber ich kann nicht schwimmen. Ich hebe die Steine hoch und suche Kaulquappen, mit einer verrosteten Blechdose fange ich sie ein und bringe sie nach Hause, ich weiss, dass sie ihre Form verändern, und ich will zusehen, wenn diese Kaulquappen sich verändern. Aber sie sterben mir immer über Nacht. Ich gebe nicht nach und fange immer wieder welche, und sie geben nicht nach und sterben immer, wir verstehen uns nicht.

Man kann altes Eisen sammeln. Man kriegt zwanzig Lire pro Kilo. Ich warte auf den Lastwagen der kleinen Fabrik in der Nähe, der den Abfall ziemlich regelmässig die Böschung am Fluss hinunterschüttet.

Zuerst muss ich aber warten, bis sie fertig sind, die Arbeiter vom Lastwagen, die die richtigen Stücke sammeln und uns Kindern nur den Rest lassen.

“Mamma, die Arbeiter nehmen uns das ganze gute Eisen weg.”

“Sie sind Familienväter, sie haben eine ganze Familie zu ernähren.”

Und ich, die ich nicht einmal einen Vater habe, der Arbeiter ist, sage nichts mehr. Denn meine Mutter sagt, dass wir nicht arm sind. Wir haben bloss kein Geld.

“Und glaube mir, Lilli, das ist etwas ganz anderes.”

Ich beschliesse, alle Wasserhähne und Türklinken abzumontieren, um sie als Alteisen zu verkaufen. Aber meine Mutter erklärt mir ganz ruhig, dass wir dann mit dem verdienten Geld neue kaufen müssten, denn ohne geht es nicht, und neue kosten wesentlich mehr. Blitzklare Logik, die mich überzeugt, die Finger vom Haus zu lassen.

Man kann den Schatz vergraben, auf der anderen Seite der Böschung, da wo der Streifen Niemandsland ist, der flach dem Flusslauf folgt.

Dort ist es immer ganz schwarz und verbrannt, kilometerweit nichts als hohes vertrocknetes Gestrüpp und vereinzelt Steine.

Sie sagen, dass dort böse Männer sind, und ich gehe nie sehr weit. Sie sagen, dass die Leute dort die toten Hunde begraben, und wenn ich dort grabe, um meinen Schatz - zwanzig Lire - zu verstecken, habe ich furchtbare Angst, auf einen vermoderten Hund, ein Aas zu stossen.

Man braucht starke Nerven.

Ich messe ab, zwei Schritte von diesem Stein aus, ich vergesse immer, wie viele Schritte.

Man kann Radfahren lernen.

Wir haben ein Damenfahrrad ohne Klingel, Licht und Bremsen, mit einem Sattel, der mir bis zum Hals reicht.

Die dazu geeignete kleine Strasse ist kurz, etwa zwanzig Meter lang. Ich steige mit einem Fuss auf das Pedal, den Sattel im Genick und stosse mich ab. Ich versuche, den anderen Fuss auf das zweite Pedal zu stellen, und schon ist die Strasse zu Ende. Bremsen mit den Schuhen. Das Fahrrad umdrehen und das Ganze noch einmal.

Eine Woche habe ich gebraucht. Eine teuflische Woche, das Herz, das vor Anstrengung fast platzt, der Schweiss, der nur so rinnt, die Augen fallen bald aus dem Kopf, ein weisser Rand um den Mund.

Es gibt ein Zimmer, das wir nicht benutzen, ich finde es schön. Wir haben nichts zum Hineinstellen. Es ist das Spielzimmer, beschliesse ich.

Ich stelle meine Tassen und die meiner Mutter hinein, meine Tellerchen und die meiner Mutter und die Puppe. Ich mache Brei mit Mehl und Wasser. Mit einem Nagel öffne ich der Puppe resolut die Lippen und lasse sie alles schlucken. Alles.

Dann - es mögen die Kaulquappen sein, das alte Eisen, es mag das Hüpfspiel sein, das mit den anderen Kindern zu spielen ist - vergesse ich die Puppe, lasse sie wochenlang liegen, und wenn ich sie wieder in die Hand nehme, hat sie Schimmel im Mund und an den Gelenken. Manchmal habe ich das Gefühl, dass ich ein schlechtes Mädchen bin.

Die anderen Kinder.

Die gehen ständig nach Hause: Zur Nachmittagsjause, zum Mittagessen, zum Abendbrot, zum Mittagsschlaf. Ich gehe auch, ich gehe zu den Tanten, um nicht aufzufallen, doch ich kann bei ihnen nicht am Tisch essen. All die Teller, Gläser, Flaschen, der Rauch und die Suppe, das Fleisch und Gemüse. Da wird mir schlecht. Ich nehme mir einen Kanten Brot, tu das Weiche raus und fülle es mir mit Tomatenkonzentrat, manchmal mit Olivenöl, manchmal gibt es Mortadella, und wenn ich grosses Glück habe, gibt es auch eingelegte Zwiebelchen.

Und ich gehe raus. Und esse unterwegs. Mir passt das so.

Und diese Mutter. Ist sie da, oder ist sie nicht da?

Sie ist da. Sie ist da, bis das Geld zur untersten Grenze sinkt und nur noch das blanke „Kapital“ übrig ist.

Dann muss sie nach Venedig fahren, nach Lugano, um Zigaretten zu schmuggeln. Zwei, drei, fünf Tage. Je nach Jahreszeit. Wenn die Züge nicht

überfüllt sind, kommt sie bald nach Hause, dann fühlt sie sich zu stark exponiert. Zu Weihnachten aber fährt sie immer hin und her, manchmal auch zweimal an einem Tag, wenn die Züge rappellvoll sind, steigt sie durchs Fenster. Das sind goldene Zeiten.

Sie hat eine Wundertasche mit einem doppelten Boden. Da ist alles drinnen: Pass, Fahrkarten, Brille, aber auch Unterröcke von Elbeo, Knorr-Würfel, Büstenhalter von Hanro, Schokolade von Lindt und Suchard und Cailler, Kaffee und Tee von Lipton. Die Zigaretten steckt sie in den Stepprock, das ist eine Art Unterrock, den man um die Taille bindet, der von oben bis unten abgesteppte Bahnen hat, in die man die Zigaretenschachteln hintereinander stecken und sie bis zum Saum hinunterrutschen lassen kann, bis alle Bahnen voll sind. Darüber einen Regenmantel, und man sieht nichts mehr. Fast nichts.

Wenn das Geld schwindet und nur noch das nackte Kapital da ist, merke ich das daran, dass sie sich ins Bett legt und nachdenkt. Sie raucht ihre Turmac schweigend und bläst Rauchringe. Ich darf mich neben sie hinkuscheln, darf aber nicht reden.

Nach einer Weile steht sie auf und sagt: "Ich muss los."

Sie sagt: "Pass, Brillen, Billett!" und sie schaut, ob man das Datum verändern kann, wenn man mit dem Fingernagel darüber kratzt.

Und dann ist sie für eine Weile weg.

Manchmal bitte ich, ob ich nicht mitkommen kann. Ich werde ganz brav sein, ich werde kein Theater machen, und vor allem werde ich nichts sagen.

Ich weiss, wie sich die Kinder von Schmugglern zu verhalten haben. Ich wechsle die Strassenseite schon, wenn ich einen Carabinieri sehe, die von der Guardia di Finanza, das sind die Gefährlichen, erklärt mir meine Mutter, ich kann sie nicht auseinanderhalten. Mir kommen sie alle wie Soldaten vor. Das ist nicht so, sagt meine Mutter. Sicherheitsshalber halte ich mich aber von Leuten in Uniform fern. Und wenn jemand in Uniform mich fragt: "Kleine, ist deine Mutter da?" so sage ich, "Nein, sie ist nicht da". Und wenn sie fragen, "Wo ist sie hin?", dann sage ich, "Nach Boario". Das mit Boario ist uns zufällig eingefallen, wegen des Mineralwassers, das meiner Mutter für ihre Leber so gut getan hat. "Und wo dort?", werden sie fragen, "In der Via Mazzini". Da braucht man gar nicht nachschauen, jeder Ort in Italien hat seine Via Mazzini.

Sie nimmt mich mit.

Ich bin still, wir fahren über die Grenze, wir gehen zum Juden, um Zigaretten zu kaufen. Pall Mall, Turmac, Lucky Strike, Muratti. 600 Päckchen weniger einem, denn so muss man nur Strafe zahlen, bei einem Päckchen mehr landet man im Gefängnis.

Bananen kauft sie mir, um mir das Maul zu stopfen, falls ich an der Grenze doch „plappern“ sollte.

Am Bahnhof ist schon alles abgesprochen. Der Gepäckträger weiss, dass er unsere beiden Koffer ins selbe Abteil bringen muss, den anständigen und den voller Zigaretten, einen auf den anderen. Dann soll er meiner Mutter beim Aussteigen mit einem unmerklichen Kopfnicken deuten, wo sie sind. Man denkt, das sei nur eine Kleinigkeit, aber es ist wichtig.

An der Grenze ein Kreuzweg.

“Sie kommen, Mamma”, flüstere ich, durch halbgeschlossenen Mund. Und sie antwortet, auch flüsternd, “Nein, Liebes, das sind die Carabinieri. Sie kontrollieren die Pässe, nein, Liebes, das ist die Polizei, iss deine Banane.”

“Da sind sie, Mamma. Die Finanza.”

“Wem gehört dieser Koffer?”

So macht man das: Wenn er auf den gefährlichen Koffer zeigt, dann versucht man, die letzte Karte zu spielen und man antwortet ganz ruhig: “Mir.”

Und wenn er dann sagt, “Öffnen Sie ihn”, dann muss man die Taktik ändern und den Kopf retten, man öffnet den sauberen Koffer, und wenn der andere dann sagt, “Nicht diesen, den dort“, muss man sagen, “Verzeihung, ich dachte, Sie hätten auf diesen hier gezeigt, der andere ist nicht von mir.” (Da ist es sowieso schon verloren.)

“Und wem gehört er?”

Dann werden alle im Abteil der Meinung sein, dass der Koffer niemandem gehört und dass ein „Gepäckträger“ ihn dort hingetan hat.

Wenn es so läuft, ist das schlimm, denn man verliert das Kapital.

Aber es läuft fast immer gut. Die Zigaretten sind in Mailand doppelt soviel wert. Der Verdienst wird beiseite gelegt, und der Rest wird nochmals investiert. Nach drei Tagen kann ich nicht mehr, ich will zurück nach Hause.

Und wir fahren zurück. Die Zigaretten, die sie in Vicenza verkauft - dort sind sie dreimal soviel wert - steckt sie in den Stepprock, denn in Vicenza kennt man sie, seit Maria, die Geliebte ihres Bruders, sie aus Neid angezeigt hat. Wenn man sie dort mit einem Koffer sieht...

“Es gab Zeiten”, sagte meine Mutter, “wo ich meinen Ehering versetzt habe, um Zigaretten zu kaufen. Und wenn ich nach Hause kam, war dein Vater daheim, er war für so etwas nicht zu haben, und andere Arbeit gab es keine.” Und da verbarg sie die Hand ohne Ring, damit er es nicht bemerkte.

“Wir waren so verzweifelt”, erzählte meine Mutter, “dass er eines Tages zu mir sagte: “Hör mal, Vera, warum zünden wir nicht den Kohleofen an und verstopfen das Rohr? Man stirbt gut.”

“Oh nein”, hatte sie gesagt, “mach du, was du willst, mein Lieber, aber ohne mich.”

Und da ist mein Vater dann nach Argentinien.

Tante Tina und die anderen

Meine Mutter hatte mir verboten, sie gern zu haben. Erstens weil sie fluchte. Starke Flüche, Madonna puttana e Dio can o porco Dio. Sie rauchte Stop, Nazionali Esportazione oder Alfa, ich weiss nicht mehr genau. Sie hatte eine Dauerwelle, Lippenstift und lackierte Fingernägel. Dunkelrot: Krallen.

Ich schaute ihr mit Bewunderung und Abscheu zu, wenn sie sich die kleinen Häutchen an den Nägeln schnitt, haarscharf an einer Nagelbettentzündung vorbei, und schwor mir selbst, dass ich als Erwachsene nie so tief sinken würde. Sie las gewissenhaft alle Fotoromane "Granhotel" und "Sogno" und kannte alle Lieder von San Remo auswendig, die sie auch mir beibrachte. Ich fand sie in Ordnung. Nur einen Vorbehalt hatte ich. Ich ertrug es nicht, wenn sie sang, denn sie sang nicht „grazie dei Fior“ und Schluss, nein, sie sang „grazie dei Fiormmmmm“ und muhte bei jeder Strophe, und ich konnte dieses ewige In-die-Länge-Ziehen nicht ausstehen. Jedes Mal verbot ich ihr weiterzusingen, woraufhin sie mich auf den Tisch stellte und sagte, "Sing du", und ich schmetterte los mit lauter, kraftvoller Stimme, die sie wohl deshalb so beeindruckte, weil ich winzig war, aber die Stimme nicht, die war das reine Feuer, mit der man Millionen machen kann, meinte sie.

Und zweitens, weil sie nicht arbeitete. Mir kam es, ehrlich gesagt vor, als würde sie schufteln. Die Einkäufe, das Mittagessen, mit all ihren Rosmarinen, die hausgemachte Mayonnaise; sie erklärte mir, "Siehst du, man klemmt das Schüsselchen zwischen die Schublade und den Tischrand", und mit einem gezielten Hüftschwung setzte sie das Gesagte in die Tat um, "und so hast du beide Hände zum Arbeiten, hier das Öl, da den Schneebesens, und dann, nur wenig Öl am Anfang, ganz, ganz wenig", und ich, mit dem Zeitgefühl der Kinder, glaubte, vor Langeweile sterben zu müssen und sagte, "Ich komme wieder, wenn du viel hineingiesst", aber da meinte sie schon gleich, dass jetzt, ja, jetzt die Mayonnaise endlich werde und sie goss ganze Bäche Öl hinein, und ich war jedesmal ganz gebannt. Nie ist ihr die Mayonnaise geronnen. Nie. Dann half sie der Schneiderin-Tante, sie trennte die Heftnähte auf, spulte die Fäden um, hängte die Kleider zum Lüften aus, stickte die Knopflöcher, machte die Kappnähte. Aber meine Mutter - wie viele der Feministinnen aus den vordersten Reihen - verwechselte das Arbeiten mit dem Geldverdienen. Sie verdiente nichts, also arbeitete sie nichts.

Manchmal, nachmittags, fragte ich Tina, ob sie mir die Schubladen zeigte; sie liess sich ein bisschen bitten, dann gab sie nach.

Man ging die Treppe hinauf in ihr Zimmer, und man begann mit der kleinen Schmuckschublade unter dem ovalen Spiegel, mit Silber und Ähnlichem.

“Ist das Gold?”

“Natürlich ist das Gold.”

Aber ich hatte einen Blick für Gold, auf zehn Kilometer konnte ich sehen, ob eine Brosche aus Gold war oder nicht.

“Mit Edelsteinen.”

Oh Gott, was für Pfauen, mit einem Schwanz gespickt voller Diamanten (falschen).

Der Ring, den man öffnen konnte.

Sie hatte einen Silberring, Indischmuck würde man heute sagen, mit einem Deckel, der sich öffnen liess.

“Da taten sie Gift hinein, die Frauen früher, und vergifteten, wen sie wollten.”

Mich schauderte: “Vererbst du mir den, Tante, wenn du stirbst?”

Sie sah mich betroffen an, wie konnte ich nur so unsensibel sein, und sie antwortete mir ausweichend. Nie gelang es mir, ihr eine klare Antwort auf diese Frage zu entlocken.

Dann kamen die grossen Schubladen.

Das war keine Ordnung, das war Liebe. Die Unterröcke aus Nylon, die Strümpfe, die Büstenhalter sauberlichst geordnet, und unter ihnen, zwischen der Wäsche, versteckte sie winzige Parfümfläschchen, die sie, wenn sie fast leer waren, mit Wasser streckte, hier und dort hatte sie Blümchen aus Stoff hingestreut, und unter allem bewahrte sie die Bonbonnieren auf.

Und in diesen Dosen waren die Tüll-Tüchlein mit den fünf weissen Zuckermanteln des Brautpaares und dem kleinen Billett mit ihrem Namen in goldener Schrift. In solchen Dingen aus Porzellan oder imitiertem Silber, Sachen, die bei anderen als Zierde auf Kommoden stehen, auf den gestickten Deckchen, hält sie ihre Schätze versteckt und zeigt sie nur mir.

Wir verlassen das Zimmer immer beide gerührt und als Komplizinnen. Frauen.

Tante Danira war anders.

Sie war viel älter als Tante Tina, ich glaube, sie waren Tante und Nichte, ich wurde darüber natürlich nicht aufgeklärt.

Danira arbeitete. Sie verdiente Geld. Sie war Telefonistin bei Lanerossi und verhielt sich wie ein Mann.

Da war nichts mit Schubladen, wenn sie nach Hause kam. Sie hatte immer Kopfweh und ein angespanntes Gesicht, einen quadratischen Kopf mit einer noch quadratischeren Frisur, sie war gross und hart.

Man sprach flüsternd. Wenn sie lachte, bedeutete das, dass wir entspannen konnten und auch lachen durften, dann war der Tag gerettet.

Nicht dass sie geschrien oder sich irgendwie aufgespielt hätte. Allein die Vorstellung davon reichte aus, und wir parierten alle. Alle, auch Tante Maria, die älteste und liebste.

Eine Wolke weisser Haare, Tante Maria. Weich. Sieben oder acht Zähne, sie direkt zu zählen wagte ich nicht. Lang wie Pinienkerne. Und wenn Tante Tina Macafame zubereitete, das sie mit Pinienkernen verzierte und auch mir davon anbot, wollte ich immer kontrollieren, ob die Zähne von Tante Maria noch an ihrem Platz waren, und da ich mich eben nicht traute, ging ich hinaus zum Spielen. Ohne Macafame.

Sie war Schneiderin. Für Herren, präzisierte meine Mutter, die sie achtete. Herrenschneiderin.

Das mag ja eine Vorzugseigenschaft gewesen sein, jedenfalls wuchsen meine Puppen in Flanell, Nadelstreifen, Gabardine und Fischgrätenmuster auf; es war nicht gerade ein Zuckerlecken für mich, mit diesen Stoffresten zu arbeiten.

Ihr Arbeitsplatz war natürlich in der Küche.

Auf der einen Seite sie mit ihrer Nähmaschine, auf der anderen Tante Tina mit ihrer Mayonnaise. Das Wohnzimmer gab es auch, es war für die Anproben da.

Für zehn Lire fädelt ich zehn Heftnadeln ein, wenn ich Lust hatte, und lief dann in den Laden, um mir zehn Lakritzfischchen zu kaufen.

Oder ich machte meinen Puppen Kleider, stets mit der Tatsache auf Kriegsfuss, dass die Puppenkleider viel weiter sein müssen als die Puppen, weil eine Puppe nicht nur eine vordere und eine hintere Seite hat, sondern auch eine Tiefe. So wie die Ägypter sich ständig mit dem Profil herumschlügen.

Der Oktober kam,

und ich wurde eingesperrt. Ins Internat. "Das ist kein Waisenhaus", sagte mir meine Mutter stolz, "du hast Eltern. Das Geld zahlt aber die Gemeinde, hoffentlich."

"Ich will nicht in die Schule."

"Warum nicht", fragt Guglielmina, die das Zimmer kehrt.

"Weil ich weiss, dass ich nie lesen lernen werde. Ausserdem habe ich keine Schultasche und kein Federmäppchen. Meine Mutter hat gesagt, dass sie mir die Sachen bringt."

Natürlich lande ich in der Schule. I wie Igel, E wie Elefant, schon weiss ich, dass ich lesen lernen werde. Es klopft an der Tür. "Wer ist da?" Die ganze Klasse schaut auf. "Entschuldigen Sie", sagt meine Mutter, sie betritt kaum das Zimmer. Sie weiss, dass es verboten ist, aber über gewissen Gesetzen steht sie drüber. "Lilli, entschuldigen Sie", sagt sie zur Schwester, "aber, hier ist die Schultasche."

Ich möchte auf der Stelle sterben. Im Boden versinken. Vor allen drückt sie mir eine Schultasche aus Schlangenlederimitat in die Hand. Ich habe sie nie gefragt, wo sie diese Scheusslichkeit bloss her hatte. Nicht einmal später, als ich gross war. Aber ich habe immer noch den Schrecken in den Gliedern, die Scham, die Verzweiflung, die ich empfunden habe. Ich muss wohl meinen Stolz gehabt haben. Vielleicht bin ich meinem Vater ähnlich, lieber den Kohleofen.....

In der Pause habe ich zwei Probleme. Eines ist Sonja, das andere ist aufs Klo zu gehen.

Gross aufs Klo zu gehen im Hof von diesem Internat heisst tief einatmen.

Den Mund und die Nase schliessen.

Wie verrückt hineinrasen, in diese Stehklos, die doch alle kennen - zwingt mich nicht, sie zu beschreiben - gross oder klein machen, so gut es ging, und rauslaufen, um wieder zu atmen.

Bis ich zehn Jahre alt war, glaubte ich immer, ich müsse wieder kacken, weil noch ein Rest in mir steckte - ich sah das Ganze nicht als eine physiologische, sich bis zum Tod hin wiederholende Angelegenheit. Ich war überzeugt, dass es mir nur nicht gelinge, diesen "Rest" in Ruhe loszuwerden.

Dann Sonja. Sonja war schön und blond mit Locken, jeden Tag eine andere Schleife, weisse Haut, Kniestrümpfe mit Bommeln, hohe Schuhe mit Einlagen, Tochter eines Konditors und einer kleinen Frau, die mir keine zwei Lire wert schien, klein und grau, die sie anbetete.

Sie hatte immer zwei Törtchen für die Pause dabei. Phantastisch, frisch und verdammt gut. Und diese Sonja, die nicht Bescheid wusste, wer sie eigentlich war, verschenkte sie in aller Seelenruhe dem Erstbesten, der gerade

daherkam. Keine Wertung, keine Politik, in der Art wie „Dieses Kind dort hat es nötig, ich gebe es ihm; der da ist unsympathisch, nichts, der hat gestern gehabt“. Nein. Sonja machte keine Unterschiede.

Sie gab sie dem Erstbesten, der vorbeikam. Es lag an uns zu entscheiden, ob man wieder als Erster vorbeikommen wollte, oder ob es besser war zu warten.

Das Leben hätte ich darum gegeben, an ihrer Stelle zu sein. Und sie merkte es nicht einmal.

Bruno liebte sie. Auch wenn er in meinen Augen der hässlichste Junge der Schule war. Hässlich, weil er Zähne hatte, die kilometerweit voneinander entfernt waren, drahtige, fette, schwarze Haare, klobige Hände, die Beine voller Krusten vom Kratzen und vom Schlamm, die Socken, die nicht obenblieben und ihm leblos über die Schuhe hingen. Wenn die Schwester ihn fragte: „Was macht zwei und zwei“, schwitzte er und presste seinen Kopf, versuchte etwas herauszubekommen, eine Vier oder eine Sechs, nun ja, eben irgendeine Zahl.

Wir quälten ihn nicht. Aus reinem Instinkt wussten wir, dass er auf die Frage hin: „Bruno, stimmt es, dass du Sonja liebst?“ als Antwort alles kurz und klein geschlagen hätte, Bänke, Tafeln, Kinder. Und Schwestern.

Ich hingegen hatte Luciano. Die Ironie hatte es gewollt, dass sich in mich ausgerechnet der Sohn des Obersten der Carabinieri verliebte: „Die sind nicht gefährlich“ (Mamma).

Ich weiss nicht, wie er das anstellte, aber sein Vater bekam Ansichtskarten aus ganz Italien. Seine Carabinieri-Schüler? Und Luciano brachte sie mir, weil ich Ansichtskarten sammelte.

Nicht die Karten mit Hündchen und Kindern mit dem Finger im Mund, nein, nein, ich sammelte die Karten von Caltanissetta, Ascoli Piceno, Trento.

Einmal, als eine eifersüchtige Freundin sagte: „Ich sage es der Schwester, dann wirst du sehen, was passiert“, versprach er, ihr auch welche mitzubringen. Aber am Abend, nachdem er die Post seines Vaters geplündert hatte, bereitete er den Stoss zum Mitnehmen vor, eine mit einer Stadt für mich, eine mit einem Edelweiss für sie, und am nächsten Tag verteilte er sie, „eine für dich, eine für dich“, und als die andere protestierte, meinte er, das sei purer Zufall, dass sie so kämen.

Manchmal musste ich Blumen ertragen, damit sie nicht zu grossen Verdacht schöpfte.

Ich mochte Luciano auch gerne, aber ich war nicht verliebt. Er war sehr, sehr wohlgezogen, aber er war blass, konnte den Dialekt nicht und hatte mich zu gerne. Ich war es nicht gewohnt, im Mittelpunkt irgendeiner Aufmerksamkeit zu stehen. Das berührte mich unangenehm.

Nach der Pause

ging man in die Klasse zurück.

Ich bin gut. Abgesehen von der Tatsache, dass ich ständig alle Hefte vollkleckse und vor lauter Verzweiflung Seite um Seite herausreisse. Wenn ich dann ein neues Heft brauche, muss ich mir Mut machen, wie vorhin, um aufs Klo zu gehen, denn die Schwester zählt die Seiten, Seite für Seite, und das sind dann wieder Spiessruten, die mich erwarten. Abgesehen von der Tatsache, dass ich an allen Hefen - auch heute noch - Eselsohren habe, bin ich eine gute Schülerin.

Eisernes Gedächtnis. Scaligeri in Verona, Savoia in Piemont, Visconti und Sforza in Mailand, Gonzaga von Mantova, Da Polenta von Ravenna, De Medici von Florenz und Montefeltro von Urbino. Na? Ich weiss sie heute noch.

Ich habe nur ein grosses, nein, riesiges Problem: die Religion.

Ich wusste schon mit drei Jahren, was „Unkeusches in Denken und Handeln“ ist. Es ist diese Lust, die alle verspüren. Es gefällt mir nicht, es Masturbation zu nennen. Der Begriff ist so klinisch. Schmutzige Dinge tun, nannten wir es damals, aber das gefällt mir jetzt auch nicht mehr. Der sexuelle Instinkt, der sich regt und zum Leben erwacht, ja, und ich habe eine kleine Kruste da, weil ich es übertrieben habe, und ich verstecke mich im Sommer mit Giorgio unter dem Waschtisch mit dem Wissen, dass dies eine Todsünde ist, ausser wenn man es nicht weiss, aber ich weiss es und deshalb gibt es da überhaupt keinen Ausweg.

Den Unterschied zwischen Unterlassungssünden und Todsünden bringen sie mir jeden Tag bei, den kenne ich ganz genau. Ich bete, bringe kleine Opfer, kasteie und quäle mich, wirklich, ich füge mir Schmerz zu, um zu leiden und die Sünden abzubüssen, aber nie werde ich mir einen so grossen Schmerz zufügen können, um eine Todsünde auszugleichen. Da wäre ja noch die Beichte, aber das schaffe ich nicht. Da gäbe es noch die allgemeine Beichte, eine Art Amnestie für die Lügner, die sich mit Gott wieder gut stellen möchten. Aber das schaffe ich nicht. Ich versuche mich an den Gedanken der Hölle zu gewöhnen und mit dem Teufel einen Pakt zu schliessen.

Ich bin voller Inbrunst bei der Sache. Wenn man mir sagt „Wiederhole in dir die Worte der Predigt“, dann wiederhole ich diese Satz für Satz leise auf meinem Platz, eine heillose Mühe, und natürlich störe ich die ganze Predigt, bis die Schwester mich schliesslich anstupst und sagt, „Im Herzen sollst du sie wiederholen, im Herzen“. Und ich verbringe Messe um Messe mit den Knien auf dem Betstuhl, weil es weh tut, in der Schule malträtiere ich meinen Fussknöchel, indem ich mit dem anderen dagegen presse, um zu leiden, im Mai bringe ich alle vereinbarten kleinen Opfer, ich habe ein Opferzählkettchen, das habe ich immer bei mir, mit einer Sicherheitsnadel an der Schürze befestigt, rote Perlen mit weissen Löchern, die überkreuz

aufgefädelt sind, so dass man eine nach der anderen am Faden hochziehen kann, jedes Opfer eine Perle, die nach oben wandert, aber es wird nichts nützen. Ich spreche einen ganzen Tag lang kein Wort. Es wird nichts nützen.

Ich rate allen, sie sollen zur Beichte gehen. Auch Onkel Guido, der mir eines Nachts im Traum erscheint und mir sagt: "Ich sterbe gleich, Lilli". "Beichte, Onkel", sage ich.

Und am nächsten Tag, kurz nach der erleichternden Feststellung, dass es nur ein Traum war, lässt mich meine Mutter ins Sprechzimmer rufen, und wenn sie mich ausserhalb der Zeit gehen lassen, heisst das, dass es ernst ist: "Komm heim, Lilli, der Onkel ist gestorben", und ich, die sie beruhige, "Nein, Mamma, er ist nicht gestorben, es war nur ein Traum von mir."

Doch es ist wahr.

Das Sprechzimmer

Schon das Wort.

Sie kam mich jeden Sonntag besuchen von zwei bis fünf Uhr. Besuchszeit. Ganz viele Stühle an der Wand, wie bei den Ärzten.

Ich gehe hinunter, "Ciao, Mamma."

"Ich habe dir was mitgebracht." Lauter Sachen zum Essen.

"Wie geht es dir?"

Ich schaue mich um und flüstere: "Bring mich nach Hause, Mamma", und laut, "Gut, danke."

"Das sind die Augenblicke", wird mir später meine Mutter erzählen, "in denen ich deinen Vater gehasst habe." Sie sitzt dort in ihrem Kostüm, blau mit weissen Streifen, mit lackierten Fingernägeln. Du weisst nicht, Mamma, wie sehr sie mich leiden lassen wegen deiner lackierten Fingernägel: *Deine Mutter hat keine Zeit, sich um dich zu kümmern, aber die Zeit, um sich die Fingernägel zu lackieren, die hat sie.*

"Was willst du werden, wenn du gross bist?"

"Ich würde gerne Dichterin werden, aber da verdient man nichts."

Meine Mutter schluckt. Sie schreibt Gedichte. Und was für Gedichte. Und sie weiss, dass man nichts damit verdient.

Sie raucht, aber zu jener Zeit war das ja nur ein Zeitvertreib. Es gibt kein Gebot, das es verbietet.

"Magst du die Schwestern?"

"Eine."

Sie ist meine Lehrerin. Schwester Gertrude heisst sie. Sie ist so lieb, dass sie einem schon leid tut.

Ihre Hände sind voller Frostbeulen. Sie ist Nonne und hat versprochen, nur Gott zu lieben. Aber sie muss aufpassen, sonst gibt sie mir neue Hefte, ohne die Seiten der alten zu zählen. Ich merke das. Und so habe ich einmal an Ostern, zu Hause, die grösste Mandel von der Ostertaube nicht gegessen, sondern habe sie in ein Stück Rechenpapier eingewickelt und sie die ganze Zeit in meiner Tasche aufbewahrt. Als die Schule wieder begann, habe ich sie ihr während der Pause in die Hand gedrückt und bin schnell weggelaufen. Nur dass sie sie mir in der nächsten Pause, als niemand schaute, zurückgegeben und mir zugeflüstert hat: "Danke, aber ich weiss, was das bedeutet, eine so grosse Mandel, iss du sie."

Das ist wie mit den Kaulquappen, man versteht sich nicht.

Sie werfen uns aus der Wohnung

Sie haben auch ein bisschen das Recht dazu. Im Grunde genommen haben wir nie Miete bezahlt. Aber die Logik meiner Mutter baut nicht auf Mathematik, sondern auf die Genfer Konvention über das Recht des Menschen, und sie lässt sich nicht so mir nichts dir nichts vor die Tür setzen.

Ich weiss nicht, was sie angestellt und wie sie argumentiert hat, ich bin im Internat, und wenn sie mich besuchen kommt, erzählt sie mir die Dinge immer nur in groben Zügen.

Tatsache ist, dass man einen Buchhalter geschickt hat, der mit ihr verhandeln sollte.

“Dünn, zweireihiger Anzug, Gebiss.”

Ein Herr.

Er verspricht ihr 300.000 Lire und bezahlten Umzug, und meine Mutter denkt darüber nach.

“Glaub es nicht, Mamma, die geben dir das nachher gar nicht.”

“Was heisst, die geben mir das nicht, 150.000 Lire haben sie mir schon auf die Hand gegeben.”

Da sieh an, denke ich.

“Dieser Buchhalter ist zu mir gekommen, er hat sich aufs Sofa gesetzt.” - Oh, Gott, denke ich, ich weiss genau, dass es keine einzige heile Feder hat - “und nachdem wir das Geschäft abgeschlossen hatten, ist er nicht wieder hochgekommen, er war eingeklemmt.”

Ich kenne diese Federn. Wenn man darauf herumspringt und einen Fuss zwischen die Federn bekommt...

“Und dann?” Ich bin ehrlich besorgt.

“Dann, nichts. Ich habe ihm gesagt: „Keine Angst, Herr Carretta“, habe ihn fest am Handgelenk gepackt, mich mit einem Fuss auf dem Sofa abgestützt und ihn rausgezogen.”

“Gott, wie peinlich.”

“Oh ja”, meine Mutter hat mich missverstanden, “er schien sich wirklich zu genieren. Ich wollte ihn fast schon trösten.”

Auch ich sollte noch etwas recht behalten, die restlichen 150.000 Lire würden ein leeres Versprechen bleiben.

Und so ziehen wir in die Via Milano, und meine Mutter investiert das Geld in eine Leberoperation, was eine Zeitspanne ohne Schmuggel bedeutet. Aber sie ist kurz vor dem Sterben.

Via Milano

heisst, den Boden berühren, bevor es wieder nach oben geht.

Zwei Zimmer: Die Küche mit einer Liege für meinen Bruder, im anderen Zimmer das Ehebett für meine Mutter und meine Schwester und mich, in der Mitte, wenn ich da bin.

Über dem Bett zwei gekreuzte Säbel als Schmuck. Wir haben nicht aufgegeben.

Via Milano heisst das Gemeinschaftsklo, das man nur durch die Wohnung der Censori erreicht, einer kleinen, ganz stillen Alten, die alleine inmitten einer Unzahl Möbel aus der Jahrhundertwende lebt. Man klopft an die Tür, man tritt ein, grüsst, man geht hinaus auf die Balustrade, am Ende der Balustrade ist das Klo, dann geht man wieder durch das Wohnzimmer, geht hinaus - und bloss nicht stören.

Via Milano ist meine Mutter mit aufgeschnittenem Bauch, 105 Gallengrieskörner als Erinnerung auf dem Nachttisch und auf dem Bett die Zeitschrift Epoca, mit der Reportage zum Heraustrennen über die Hochzeit von Grace Kelly.

Mein Bruder arbeitet als Gehilfe bei Cremasco, der neben uns wohnt.

Cremasco ist Bildhauer, und er macht Heilige, Madonnen und Kreuzgänge für alle Kirchen der Gegend.

Einmal will er mich als Modell, und ich gehe zu ihm in Spitzenkragen und mit weissen Socken. Aber er will mich nicht schön. Er will aus mir eines der armen Kinder von Don Bosco machen, ich soll die Socken ausziehen und meine Haare lösen, die zu einem ganz straffen Pferdeschwanz gebunden sind, und er verlängert mein Kleid mit einem Lappen, damit ich zerlumpt aussehe. Diese Skulptur will ich mit Sicherheit nie sehen.

Ich versöhne mich mit ihm erst wieder, als ich ihm zusehen darf, wie er den Mantel der Muttergottes vergoldet. Ich halte den Atem an, wenn er mit einem sanften Blasen ein hauchdünnes Blättchen Gold von einem Block löst, es behutsam mit dem Pinsel führt, während es durch die Luft fliegt und auf dem Mantel landet. Eine höchst delikate Arbeit, wie wenn man ein Spinnennetz von der Wand löst und es auf den Tisch legt, ohne es zu zerstören.

Via Milano sind die Gutscheine von der Gemeinde für Milch und Brot und der Kampf darum, wer an der Reihe ist, einkaufen zu gehen und die Armut zur Schau zu tragen, wenn man sie herauszieht, um zu zahlen.

Via Milano sind die Carabinieri, die kommen, oh Gott, die Zigaretten! Aber diesmal tun sie nur Blei an das Radio, weil wir die Gebühren nicht bezahlen.

“Und jetzt”, frage ich, nachdem sie wieder fort sind.

“Jetzt machen wir das Blei ab. Aber sorgfältig, damit sie es nicht merken, wenn sie kontrollieren kommen.”

Dann ist Via Milano auch mein Bruder, der eine Arbeit als Lehrling findet in der Giesserei, der Escher Wyss, mit einem geringen, aber sicheren Lohn ab sofort, meine Mutter, die sich wieder voller Elan dem Schmuggeln hingibt, und meine Schwester mit Volants an den Kleidern.

Denn sie erlebt ihren Frühling dort, in der Via Milano.

Wenn es Zeit für die Mittagsruhe ist, richtet sie sich her, um mit mir auszugehen, die Runde über den Platz zu drehen und Eis zu essen.

Sie ist dunkel und schön, meine Schwester: pralle Brüste, breite Lippen. Sie trägt einen Unterrock von Hanro, mach ihn bloss nicht kaputt, den muss ich noch verkaufen, und die Stoffblümchen, die als Verzierung darauf sind, macht sie ab und hält sie als ihre Verzierung während des ganzen Spaziergangs in der Hand. Manchmal nimmt sie ein Buch mit, oder sie zieht gehäkelte kurze Handschuhe an, manchmal hat sie eine echte Rose.

Sie nimmt auch mich als Dekoration mit und unterhält sich allerliebste mit mir oder lächelt. Wir schauen uns die Schaufenster aller Geschäfte an, sie wird etwas ungeduldig, wenn ich bewundernd vor den Schraubenziehern im Werkzeuggeschäft stehenbleibe, und sie verweilt lange vor dem Schmuck und den Schuhen. Wir wählen etwas aus. Im Konjunktiv.

Auch ich will einen Unterrock, aber ich muss ihn bis unter den Hals hochziehen, weil er zu lang ist. Mein blaues Kleid mit den weissen Punkten hat so einen braven Kragen und die Ärmel bis zum Ellenbogen, wegen der Messe.

Auch ihr Kleid ist blau mit weissen Punkten, aber es hat ein tiefes Dekolleté und verdeckt den hervordrängenden Busen, ehe es die Taille eng umschnürt, um dann auf den Hüften weit auszulaufen. Kurzum es hat einen ganz anderen Effekt.

“Sieben”, sage ich.

“Was?”

“Sieben Haare. Ich habe sieben Haare unter den Achseln.”

Ich zähle die Haare, die mir zu meinem Frühling fehlen. Wird er ebenso sinnlich sein wie ihrer?

Er wird zart sein, meiner, unsichtbar, wie die Blumen am Rebstock.

Die Canossinerinnen

“Sie sind Mütter, keine Nonnen”, erklärt mir meine Schwester, die alles mit fünf Jahren Vorsprung durchgemacht hat.

“Sie klemmen dir Bücher unter die Arme, damit du lernst, beim Essen anständig zu sitzen. Du musst das Obst mit Messer und Gabel essen. Aber wenn du gut in der Schule bist, kommst du zu den Pensionsmädchen und musst nicht zu den Waisenkindern.”

“Mamma, lass mich die Mittelschule als Externe machen. Ich weiss, dass ich alleine aufstehen muss, dass das Frühstück nicht bereit ist, weil du in Venedig bist. Ich weiss, dass ich die Aufgaben ganz alleine machen muss. Und dann noch die Geschichte vom schwarzen Mann.”

Sie antwortet nicht einmal.

Wenn sie nicht einmal antwortet, ist das nein.

Ich habe es auch noch gut bei den Canossinerinnen. Sie behandeln mich, als wäre ich normal. Mutter Sella bringt mir so gut Algebra bei, dass meine Töchter noch heute davon profitieren. Die Französischlehrerin hingegen ist eine Externe, ein grosses, mächtiges Fräulein von frecher Schönheit, mit ganz vielen Haaren auf den Beinen, aber zu jener Zeit ist es Mode, sie zu zeigen, und es gibt keine dünneren Nylonstrümpfe als die ihren.

Und da ist noch meine Lehrerin. Mutter. Direktorin. Italienisch und Latein. Und endlich verliebe ich mich.

Ihre Haut ist ein bisschen blatternarbig, als hätte sie eine leichte Art von Pocken gehabt. Sie ist klein und sehr, wie soll man sagen, heute würde ich sexy sagen. Damals, soviel weiss ich noch, trug sie stark zu meinen Träumen bei, den verbotenen, denen für die Hölle. Ich möchte sie drücken, umarmen, sie zu der Meinen machen auf dem Altar. Mit dem Teufel, der mir hilft.

Ich träume von ihr und erwürge sie, ich quäle sie und tu, als sei nichts gewesen.

Sie ist zufälligerweise auch Mutter der Internen, und es ist sie, die jeden Abend das Ritual des Zubettbringens vollzieht.

Erst lässt sie uns die Gewissensprüfung machen.

Stellt euch das Bild vor. Fünfzig Mädchen knien im

halbdunklen Chor, hinter dem Altar, ein kleines rotes Licht und weiter nichts.

„Und wenn du diese Nacht stirbst?“

Hoffentlich nicht, denke ich, mit all diesen unkeuschen Gedanken in mir.

Ich würde keine müde Lire darum wetten, dass ich morgen wieder aufwache.

Aber ich wache immer wieder auf und in einer Anwandlung grosser Frechheit könnte ich manchmal schwören, dass ich in dieser Nacht nicht sterben werde.

Reuevoll und demütig gehen wir einen langen, engen Korridor entlang, der nach Weihrauch, Bohnerwachs und Suppe riecht, und so kommen wir eine nach der anderen an ihr vorbei, küssen das Medaillon, das sie um ihren Hals hängen hat, mit einem durchbohrten Herzen, und sie wünscht uns eine gesegnete Nacht.

Aber wenn da etwas nicht ganz richtig gelaufen ist, bedeckt sie, wenn du an der Reihe bist, mit einer Hand das Medaillon und zieht dich mit der anderen sanft beiseite. Wenn alle durch sind, wird sie mit dir sprechen. „Gott sieht dich, bereite deinen Eltern keinen Kummer“ und so weiter.

Meine tiefe Liebe lässt mich eine logische Strategie ersinnen. Ich werde böse sein. Unerträglich. Und da ich keinen Grund dafür habe, denn eigentlich geht es mir gut, muss ich die Sache folgendermassen inszenieren. Ich spreche nicht mehr. Ich spiele nicht mehr. Ich, die ich bis dahin wie besessen Brennball spielte, sitze in einer Ecke und mache gar nichts. Ich blicke ins Leere, und nur jemand ganz Durchtriebener würde eine leichte Bewegung in meinen Augen bemerken. Da, jetzt schaut sie, jetzt sieht sie mich, jetzt muss sie merken, dass ich seltsam bin.

Sie bemerkt es. Ich wusste es doch, dass es eine Frage des Durchhaltens ist. Und so wird sie eines Abends, nach der Gewissensprüfung, so Gott will, das Medaillon zuhalten, mich auf die Seite ziehen und mich fragen: „Was ist los?“ „Nichts.“

Wenn ich sehr aufgeregt war, hatte ich die Gewohnheit, mich am Knöchel eines Fusses zu packen und auf einem Bein zu stehen, wie ein Flamingo, ich fange nochmal an, denn es ist etwas kompliziert, also: Ich hob ein Bein nach hinten hoch, bis es an meinem Hintern war, dann drehte ich den Kopf ein wenig nach hinten, ergriff den Fuss mit einer Hand und begann, die Rillen in der Gummisohle zu zählen und hielt mich so eine Zeitlang im Gleichgewicht. Und eine Weile ging das so weiter: „Was gibt’s?“ „Nichts“, hoch mit dem Fuss, Gleichgewicht halten.

Das Problem ist, dass ich mich entscheiden muss, wie ich es sage.

Es soll ein Zettel sein. Mit irgendeinem Blödsinn, denn das Wichtigste ist ja der Schluss, wo ich schreiben werde: In Liebe, Liliana.

Nein, da werde ich exkommuniziert.

Ich habe Sie gern.

Nein, das ist wie Mutter und Tochter.

Es ist eines Abends, sie ist weggegangen, um die Aufgaben zu korrigieren und hat mich alleine im Korridor zurückgelassen. Da schiebe ich ihr schliesslich den Zettel unter der Tür durch und laufe schnell ins Bett.

Ich habe geschrieben: ‚in Liebe‘, nein, ‚liebevoll‘, was eindeutig schmachtender ist. Oh Gott, aber wie bloss habe ich es geschrieben, das *Liebevoll*, habe ich es auch richtig geschrieben, das e hinter dem i und mit v?

Ein Zweifel packt mich eiskalt.

Meine Liebe und meine Zukunft als Lesbe endeten hiermit in jener Nacht. Aufgrund eines möglichen Rechtschreibfehlers. Am Tag darauf liebte ich sie nicht mehr.

Meine Unpässlichkeit

Eines Morgens wache ich auf - ein wilder Schlaf lag hinter mir - und gehe auf das endlich saubere Klo.

Und ich merke, dass ich Fräulein geworden bin.

Das Problem ist, es den Schwestern beizubringen, so rein und zimperlich, wie die sind. So jungfräulich. Und ich mache es so:

Ich rufe eine Kameradin, Tiziana heisst sie, die von allen Witzen die unanständigsten kennt, ich sage, "He, ich habe meine Tage", und lasse die Dinge ihren Lauf nehmen. Zwei Minuten später ruft mich eine Schwester-Mutter beiseite, führt mich schweigend zu einem riesigen Schrank und reicht mir ein Band mit zwei Sicherheitsnadeln und Binden. "Hier", sagt sie.

Ich bin eine Frau.

Das Problem ist nicht psychologischer Natur - ich habe eine grössere Schwester - es ist ein praktisches. Bei Gott, wie soll man denn laufen, damit niemand merkt, dass man eine Windel zwischen den Beinen hat. Ich kontrolliere die Bewegungen, die Haltung. Auch wenn ich weiss, dass alle es wissen, dafür wird Tiziana schon gesorgt haben.

Ich gehe in die Schule.

Nach jeder Stunde schickt die Direktorin - meine Direktorin - eine Tochter hinaus, damit sie die Glocke läutet. Und sie schickt, bei allen Mädchen, ausgerechnet mich. Himmel, du weisst doch, dass ich nicht laufen kann.

Man wird es dir doch gesagt haben. Vielleicht ist das Blut schon durch die Schürze, und wenn ich jetzt aufstehe, sehen es alle.

Nein. Sie schickt mich. Und ich gehe, ich schleppe mich dahin, ich habe das Gefühl, ich muss die Binde mit der Kraft der inneren Beinmuskeln halten. Ich gehe.

Und wie ich in die Klasse zurückkehre, begegne ich ihr auf den Treppen. Ich sehe sie an. Sie sieht mich an.

Pause.

Ich gehe zu meiner Schwester, die den Waisenkindern nach der Schule Nachhilfeunterricht gibt. Ich sage: "Es ist passiert". Sie sagt: "Gut".

Am Nachmittag rufen sie mich in das Sprechzimmer, ausserhalb der Zeit. Hat irgend jemand immer noch nicht kapiert ...

Dort sitzt meine Mutter, und ich hasse sie. So sehr, wie ich nie gehasst habe. Sie ist gealtert, schwächling geworden, sie ist eine arme Frau. Schüchtern.

Sie und schüchtern?

Es verunsichert sie, dass auch ich, die ich so klein und kränklich bin, Fräulein sein soll. Sie öffnet ihre Wundertasche: einen Streifen, den man um die Taille schnürt, sechs Binden.

Und die Sicherheitsnadeln? denke ich zornig.

“14. Februar”, wird sie mir später sagen. “Denk bloss, Lilli, am St. Valentinstag.”

Ich will meinen Vater

Auf einmal erinnere ich mich an ihn, ich will ihn.
Ich plage meine Mutter und lasse mir die Geschichte richtig erzählen,
inzwischen bin ich gross.

“Siehst du”, sagt sie, “dein Vater hat in Argentinien kein Glück gehabt.
Vielleicht war es, weil er den Herren spielte, vielleicht weil er eine Niete war
oder weil er Tuberkulose hatte, er war nicht der Mensch, der die Zähne
zusammenbiss.

In seinem letzten Brief schrieb er abschliessend, ich zitiere wörtlich: *Meine
Hemden werden immer weniger, wie Blätter im Wind, meine Anzüge schreien
danach, erneuert zu werden*, und ich, die ich nicht mehr konnte, antwortete
ihm - wörtlich - *Ich werde meinen Kindern kein einziges Stück Brot mehr vom
Munde absparen für deine Anzüge und deine Hemden.*

Ende der Beziehung. Danach hat man von ihm nichts mehr gehört.”

Aber ich habe meinen Vater doch nicht beleidigt. Und dann habe ich *Vom
Apennin zu den Anden* gelesen, und vielleicht ist er krank und wir wissen es
nicht. (Am Ende ist er reich und wir wissen es nicht.)

Meine Mutter ist eine erfahrene Frau, aber wenn sie an ihren Marco denkt, ist
sie wie eine Gans, und sie meint: “Versuchen wir es.” Um den
herzerreissenden Brief kümmere ich mich.

Das Resultat zweijähriger Suche über Freunde, Bekannte und das italienische
Konsulat ist Folgendes:

Italienisches Generalkonsulat in Buenos Aires:

“Aus Gründen, welche der interessierten Person bekannt sein müssten, teilt
der Gesuchte mit, dass er es ablehnt, mit der Familie erneuten Kontakt
aufzunehmen.”

“Siehst du”, sagt mein Bruder, um mich zu trösten, “wir sind die wahren Opfer
des Krieges. Die wahren Kriegsopfer sind die Überlebenden, die die
Konsequenzen tragen müssen. Angenommen, dein Vater hätte hier eine
Arbeit gefunden, dann wärest du nicht im Internat gelandet, wir hätten nicht die
Qual mit dem Geld, hätten nicht die Schulden, die er gemacht hat, um sich die
Fahrkarte nach Argentinien zu kaufen und den Stoff für seine Anzüge.”

“Ah, hat er sich auch noch Anzüge schneidern lassen?”

“Ja”, sagt meine Mutter. “Und das Geld für die Fahrkarte hat mir mein
verflossener Freund geliehen, das heisst, dein Vater hat mich sogar dazu
gezwungen, da jener noch immer in mich verliebt war, würde er es mir nicht
verwehren. Und dann in Genua, bevor er aufs Schiff ist, hat er mich
angesehen und gesagt: *Und du, meine Butterfly, wirst hier meiner Rückkehr
harren.*”

“Aber habt ihr denn so miteinander gesprochen?”

“Ja, meine Liebe. Er konnte gut schreiben, dein Vater. Und ich auch. Ja, so haben wir uns auch kennen gelernt.”

Es ist eine schöne Geschichte. Meine Mutter legt los:

“Weisst du”, sagt sie, “ich war Soldatenmutter.”

“Was ist denn das?”

“Eine Soldatenmutter war unter den Faschisten eine Frau, die den Freiwilligen und Soldaten, die niemanden mehr hatten, an die Front schrieb, um sie bei Stimmung zu halten. Du bekamst eine Adresse, und du schriebst an diesen Soldaten, ohne ihn überhaupt zu kennen.”

“Und du hast meinen Vater bekommen.”

“Nein, ich habe einen Freund von ihm bekommen. Ich konnte gut schreiben, und es scheint, als habe der vor seinen Freunden mit meinen Briefen angegeben. Und eines Tages bekam ich einen Brief von deinem Vater, der mir schrieb, dass er die traurige Aufgabe habe, mir mitzuteilen, dass mein Schützling gefallen sei. Und dass er jedoch gerne den Briefwechsel mit mir fortsetzen wollte.”

“Gott, wie traurig.”

“Nicht so sehr, denn sein Freund war überhaupt nicht gefallen, im Gegenteil, der ist immer noch dort und fragt sich, weshalb ich ihm auf einmal nicht mehr geschrieben habe.”

Es war der Spanienkrieg.

“Was hat mein Vater in Spanien während des Bürgerkriegs gemacht?”

“Er war Freiwilliger.”

Das geht nicht in mein Hirn. Jemand, der aus eigenem Willen in den Krieg geht.

“Er war ein armer Schlucker, hatte keinen Beruf und nichts zu beissen. Er war schön, gross, grüne Augen, genau wie Henry Fonda, er konnte nichts, in Uniform sah er gut aus, und sie zahlten ihn.”

“Und für wen hat er gekämpft?”

“Für Franco, für die spanischen Faschisten.”

“Na, Mahlzeit”, sage ich, die ich eine Tochter meiner Zeit bin, einen Hass auf jede Art von Gewalt habe und das Vaterland und alle Gründe dafür, sich gegenseitig umzubringen, verabscheue.

“Und dann?”

“Und dann kam der grosse Augenblick, an dem er nach Hause kam und mich persönlich kennen lernte. Am Bahnhof sind Blumen, er ist ein halber Held, ich drücke ihm ein paar Nelken in die Hand, na ja.

Wir verloben uns, er hat mir auch einen Ring mitgebracht.”

Sie hat ihn am Finger und zeigt ihn mir.

“Ist das sein Wappen?”

“Nein, das ist das Wappen der Königin von Spanien. Ein gebundener Strauss Pfeile. Und die Faschisten hatten es zu ihrem Zeichen gemacht, das Symbol des spanischen Faschismus.”

“Aber das ist ja so, als hätte er dir einen Ring mit einem Hakenkreuz geschenkt”, bemerke ich, denn das Symbol kenne ich, während mir das spanische nichts sagt. “Seid ihr denn alle wahnsinnig gewesen?”

“Das war so.”

“Dann wart ihr also Faschisten?”

“Ja, aber sieh mal, alle waren damals Faschisten.”

Ich kenne die Faschisten aus den Filmen.

“Warst du nicht Partisanin?” Bitte, Mamma, sag ja .

“Nein”, sagt sie. “Und am Anfang habe ich an den Faschismus auch geglaubt. Der Duce hat grosse Neuerungen eingeführt. Es gab Kurse für Rot-Kreuz-Schwester, im ganzen Land gab es Theater, sie zeigten einem, wie man Bäume veredelte. Ich machte alle diese Kurse mit. Es gefiel mir, etwas zu lernen.

Ich glaubte an den guten Willen.

Dann begannen sie, Krieg zu führen, das Reich, wozu brauchte man ein Reich. Afrika. Und ab da glaubte ich nicht mehr daran.

Hitler. Der zweite Weltkrieg. Dein Vater wurde als Zwangsarbeiter nach Essen, in Deutschland, geschickt.”

“Was ist ein Zwangsarbeiter?”

“Diejenigen, die kriegsuntauglich waren, wurden gezwungen, die Arbeit derer einzunehmen, die im Krieg waren.”

“Mein Vater war kriegsuntauglich?”

“Ja, er hatte so eine Art Loch im Brustkorb, wahrscheinlich fehlte ihm eine Rippe, ich weiss nicht.”

Gottseidank hat er den Zweiten Weltkrieg nicht mitgemacht.

“Und dort erkrankte er an Tuberkulose. Und kam heim. Inzwischen ist der Krieg verloren, alle Faschisten aus Schio kommen ins Gefängnis. Auch dein Vater.”

“Und du, bist du nicht ins Gefängnis gekommen?”

“Nein, weil ich für die Gewerkschaften gearbeitet habe.”

“Was ist das?”

“Ich half den Leuten, die Schwierigkeiten mit der Arbeit hatten. Niemand in Schio fand, dass ich schuldig sei. Aber was lernst du eigentlich in der Schule?”

“Die Catilinischen Reden. Quo usque tandem. Carlo Alberto.”

“Die ist blöd”, sagt meine Mutter zu meinem Bruder.

“Erzähl weiter”, sage ich. “Und dann?”

“Dann besuche ich ihn jeden Tag im Gefängnis und stelle alles Mögliche an, um ihn herauszuholen. Schliesslich ist er Zwangsarbeiter gewesen, argumentiere ich, das heisst, er wurde gezwungen und war somit eigentlich ein Gefangener der Deutschen.

Es sind finstere Zeiten, sie können ihn von einem Moment zum anderen erschliessen. *Marco*, sagte ich bei einem Besuch, *sag mir, was du willst, ich bringe es dir.*”

Meine Mutter denkt an eine Rose, ein Buch, da die Begeisterung für Literatur sie verbindet.

„Ich will“, sagt mein Vater mit dem Tod im Nacken, „ich will ein so grosses Schnitzel.“

„Aber wie soll ich das anstellen?“, flüstert sie. Ein Schnitzel in jenen Zeiten.

Eine Frau neben ihr flüstert ihr leise zu: „Versprechen Sie es ihm, Signora, versprechen Sie es.“

„Gut, Marco, ich bringe es dir.“

Nach dem Besuch hängt sich meine Mutter an diese Frau. „Sie müssen mir jetzt helfen“, sagt sie.

Und diese Frau bringt sie zum Schwarzmarkt, in eine unterirdische Halle. „Du glaubst es nicht, Lilli. Da gab es alles, was das Herz begehrte. Und ich kaufe nicht nur das Schnitzel, sondern finde auch eine Arbeit. Die Gewerkschaften sind geschlossen, man hungert, und ich werde mich durch nichts von dort wegbewegen lassen.“

Und so bekam mein Vater sein Schnitzel.

„Und er fragt nicht einmal, wo ich es herhabe. Am Tag darauf wird er entlassen. Zwei Tage später werden alle Faschisten aus dem Gefängnis geholt, auf die Piazza gebracht, unter ihnen sind auch Lehrerinnen, schwangere Frauen, Professoren, und alle werden sie umgebracht. Das war das, was in die Geschichte als das Blutbad von Schio eingegangen ist.“

Es gibt kein Entrinnen, denke ich, die ich die Geschichte in ganz simplen Begriffen wahrnehme: Im Krieg verliert man immer, verlieren alle. Nie wieder Krieg.

Und so verkauft sie Stoff auf dem Schwarzmarkt. Mein Vater bleibt zu Hause bei uns. So eine Arbeit, die ist nichts für ihn. Entweder eine richtige Arbeit oder gar nichts.

Erst kommt Lola auf die Welt, dann kommt Franco, dann werde ich geboren, im selben Jahr wie die Republik.

„Du warst so schön, Lilli, ganz klein, ohne Mühe geboren. So schön, dass dein Vater dich ansah und sagte: *Sieh nur, Vera, wie schön sie ist, und wir wollten sie eigentlich gar nicht.*“

Es gibt einen zehnten Juni,

meinen Geburtstag, an dem alles wie am Schnürchen läuft. Ich bin dreizehn Jahre alt, habe die Mittelschule hinter mir, verlasse für immer die Canossinerinnen, es regnet, und das passt mir bestens, mein Bruder hat mir ein Fahrrad versprochen, und er hält seine Versprechen, ich gehe zu Fuss vom Internat nach Hause, es ist ja nicht weit, und ich singe unter dem warmen Regen.

Ich habe Mühe gehabt, die Mittelschule zu bestehen. Auch weil ich keine Lust mehr hatte. Ich begann Kleinigkeiten zu vergessen, das Komma bei den Dezimalrechnungen, die Schuld wurde auf meine Mandeln geschoben, die mich immer quälten, ich war operiert worden. Damit ich es schaffte, erlaubten sie mir, dass meine Schwester mir jeden Tag Nachhilfeunterricht gab.

Meine Schwester ist Lehrerin. Sie wartet auf das Ergebnis ihrer Bewerbung, und in der Zwischenzeit tut sie, was sie kann. Arbeit gibt es keine. Ein paar Privatstunden und damit hat sich's.

Diese Sache mit der Arbeit wird allmählich zu einer Art Verfolgung.

Einmal am Tag kommt sie ins Internat, ich werde ins Sprechzimmer gerufen für den Privatunterricht und sie bringt mir Bonbons, erzählt mir von Reifröcken und dass die Mamma, wenn bei der nächsten Reise alles gut geht, ihr einen neuen schneidern lässt, wir schauen Modezeitschriften durch. Nicht ein Wort über Algebra oder Latein. Am Ende der Stunde meint sie, sie komme morgen wieder und geht mit ihrem Frühling im Herzen.

Und auf diese Weise bestehe ich die Mittelschule.

Und so tritt meine Schwester in mein Leben, und ich beobachte sie wie verzaubert.

Ihre Fehler und ihre Vorzüge sind jenseits meiner Vorstellungen. Für mich spinnt sie.

Erstens weil sie ständig meine Mutter provoziert, bis sie schreit.

Ich habe eine schreckliche Angst vor den Ausbrüchen meiner Mutter. Ich ertrage sie nicht. Ich mache alles, damit es nicht dazu kommt. Denn meine Mutter kann Szenen machen, dagegen sind die griechischen Tragödien ein Witz. Aber meine Schwester muss am Ostermontag sagen, "Ich komme nicht mit, die Verwandtschaft in Pieve besuchen", sie hat anderes im Kopf als die Verwandtschaft in Pieve. Und meine Mutter will sie zwingen, und am Ende wirft sich meine Mutter zu Boden, und mit der Stimme einer Entgeisterten beschimpft sie meine Schwester, "Nichtsnutzes Ding, Schlampe, Verbrecherin". Dann hämmert sie mit den Fäusten auf den Boden und wiederholt, wie abgetreten, im Rhythmus, "Ich kann nicht me-her, ich kann nicht me-her, ich kann nicht me-her."

Lola lässt sich nicht beeindrucken, während ich den Tod im Herzen spüre. So sehr, dass ich mich gar nicht mehr daran erinnere, ob sie letztendlich mitkommt zu den Verwandten in Pieve oder nicht.

Dann gibt sie Geld aus. Sie verschleudert das Geld, als hätten wir noch massenhaft Reserven. Sie kann das Geld nicht einteilen, das uns unsere Mutter für die Tage lässt, an denen sie unterwegs ist und das dafür reichen muss. Dann schickt sie mich zur Frau vom Gemüseladen, die eine Tochter hat, die auch Schmugglerin ist, um sie zu bitten, dass sie uns etwas borgt, da unsere Mutter eigentlich heute zurückkommen wollte, jedoch noch nicht da sei.

Dann ist sie ein Genie. Sie ist mit siebzehn Lehrerin, studiert Sozialwesen an der Universität von Urbino, fährt aber dort nur hin, um die Prüfungen zu machen und ihr schönes Summa Cum Laude zu bekommen.

Dann verliebt sie sich in den Erstbesten, der ihr über den Weg läuft, und da laufen einige, so wie sie aussieht. Sie verliebt sich wegen jeder Kleinigkeit.

Sie ist Frau. Eine perfekte Hausfrau. Sehr ordentlich, wenn du nicht in die Schubladen schaut. Sie hat die Begabung, eine Höhle in einen gemütlichen Raum zu verwandeln, ohne viel anzustellen, sie verschiebt irgendetwas, zupft hier und dort ein bisschen, und die Wohnung ist schön.

Sie liest alles und weiss alles. Meine Mutter sagt bloss, sie muss wohl schon einmal gelebt haben, anders kann sie sich das nicht erklären.

Sobald mein Bruder seine Lehrzeit abgeschlossen hat, findet sie für uns eine Wohnung mit einem eigenen Klo, und Via Milano lassen wir hinter uns.

Wir ziehen zu Fuss um, es ist nicht weit entfernt. Wir ziehen wieder an den Fluss.

Und wenn meine Mutter im Sommer losfährt und ich zu Hause bin, denn mit dreizehn nehmen sie dich nicht mehr in der Ferienkolonie am Meer, leben wir.

Meine Schwester wäscht die Wäsche und hängt sie auf der anderen Strassenseite auf, hinter der grünen Bank, die Wäscheleine zwischen zwei Linden gespannt. Sie schwatzt mit den Nachbarinnen und am Nachmittag spülen wir das Haar mit Kamille und setzen uns auf die Bank im Schatten. Sie stickt und kann den Smokstich.

Ich sticke Säume an Taschentücher, die meine Mutter dann gut verkauft und deren Erlös ich bekomme.

Es ist warm, und wenn der Abend kommt, nehme ich mein Fahrrad und drehe damit eine Runde. Ich radle durch die Strassen, wo wenig Verkehr ist und sauge mich mit Düften voll. Oder ich gehe ganze Nachmittage lang Rollschuh fahren, und abends versuche ich freihändig Rad zu fahren, denn Lebensfreude stelle ich mir auf einem Fahrradsattel vor, Hände in den Taschen und pfeifen.

Abends stellt die Nachbarin den Fernseher ans Fenster, und wir schauen von draussen, von der anderen Strassenseite aus in der angenehmen Kühle.

Dann schwatzen wir, die Bank ist überfüllt, man holt Stühle, es kommt auch der Architekt, der weiter hinten wohnt, und klagt über Schmerzen am Uterus; das hat er von seiner Frau gehört und denkt, das sei eleganter als zu sagen, er habe Bauchschmerzen. Die Frauen lassen sich nichts anmerken, sie fragen nur ein bisschen schmunzelnd: "Wie steht es mit dem Uterus heute Abend, Architetto?", wenn sie ihn begrüßen. Wenn wir um elf Uhr abends Hunger haben und nichts im Haus ist, geht meine Schwester zur Nachbarin, die einen Garten hat - unser Haus ist direkt an der Strasse - und pflückt ein paar Tomaten. Wenn wir kein frisches Brot mehr haben, dann essen wir das alte mit den Tomaten, die von der Sonne noch warm sind.

Das Transistorradio, das meine Mutter schmuggelt - es ist eines der ersten Sonys, - sendet *legata a un granello di sabbia*, und als sie zurückkommt, erzählt sie uns, dass sie ein Buch auf einer Bank gefunden hat, das wir unbedingt lesen müssen, von einem gewissen Italo Calvino, "Wirst sehen, was das ist", und das Leben ist nichts als süsse, nahe Zukunft, die Normalität fast zum Greifen.

Mein Bruder streitet ununterbrochen mit meiner Schwester. Er ist stur wie ich. Er will seine Milch mit Brot, sein Schnitzel, seinen Vitaminreis und einen Salat. Abends trainiert er, läuft seine Vierhundertmeter-Hürden, er ist immer Letzter oder Vorletzter, wenn er als Vorletzter ins Ziel kommt, ist das ein Triumph. Aber er hält es mit De Coubertins Motto und trainiert weiter. Er reisst auch uns noch mit. Auch meine Schwester, die Kampfrichterin wird, und mich, die ich alle Weltrekorde weiss, und mit eigenen Augen sehe ich Lievore, der den europäischen Rekord im Speerwerfen innehat, in Schio und Berutti laufen, und man braucht nichts zu bezahlen, man geht von Disziplin zu Disziplin, um besser sehen zu können, anders als im Letzigrund.

Alles strotzt nur so von Leben und gutem Willen.

Und ich habe meine ersten Flirts, ich glaube es noch gar nicht, dass ich gewachsen bin, aber es muss so sein. Man braucht mir nur zu sagen, dass ich ein schönes Profil habe, und es gibt kein Foto von mir als 13-, 14-, 15-Jährige, auf dem ich nicht im Profil zu sehen bin. Die Brust drücke ich vor, und meine Haare hochgesteckt. Ich bin da.

Hier und dort hingeschoben, nie um meine Meinung gefragt, existiere ich plötzlich. Man reagiert auf mich.

Sieg.

Die grosse Liebe meiner Schwester ist Alberto. Auch ich verliebe mich in ihn und schreibe ihm feurige Liebesbriefe in Geheimschrift, das heisst von rechts nach links, bis mein Bruder das Ganze vor den Spiegel hält und mir rät, eine neue Schrift zu erfinden.

Aber bei Alberto weiss man nicht so genau, ob er verliebt ist oder nicht. Mein Bruder sagt, er käme meine Schwester nur dann besuchen, wenn er kein Geld fürs Kino hat.

Die Wahrheit ist weniger schäbig, aber schlimmer. Seine Familie sieht es nicht gerne, wenn er mit der Tochter einer Schmugglerin verkehrt, Universität hin oder her. Und Alberto muss Angst haben vor meiner seltsamen Schwester, vor der seltsamen Familie.

Und sie leidet und schreibt Briefe, die sie nach Brauch der Familie nie einwerfen wird.

Bis meine Mutter, die das nicht mehr mit ansehen kann, wirklich einen abschickt, ohne dass meine Schwester davon weiss... aber auch das führt zu keiner Entscheidung bei ihm.

Und die Weihnachtsfeste?

Seit meine Schwester die Hausfrau ist, entscheidet sie über Weihnachten. Schluss mit den Krippen auf dem an die Wand geschobenen Tisch, dem blauen Papier mit goldenen Sternen an der Wand und diesem militärischen Tarnpapier, zusammengeknüllt, als Berge, dem Moos und dem Kies, dem hingelegten Spiegel, der wirklich wie ein Teich aussieht, dem allen halt. Schluss auch mit der Weihnachtspost darunter, voller Glitzer, Palmen und Schnee.

Es kommt ein Baum, so wie sie es in der Zeitschrift *Grazia* gesehen hat. Onkel Elio, der verrückte Bruder meiner Mutter, beharrt darauf, elektrische Kerzen anzubringen. Onkel Elio ist einer der Elektriker, die das ganze Haus unter Strom stellen. Meine Schwester will Mahelia Jackson, und Onkel Elio besorgt ihr einen Plattenspieler, jedes *Summertime* ein Kurzschluss, wir können noch kein Englisch. Besser das *Lamento per la morte di Ignazio*, da kannst du mit einem Stromschlag wenigstens eine Viertelstunde die Stimme von Arnoldo Foà hören.

Und meine Mutter, die jeden Moment eintreffen müsste - hoffentlich hat man sie nicht geschnappt. Ich sage mir beruhigend, dass die vielen Gastarbeiter, die nach Hause fahren, sie schützen werden; wie sollen die Grenzpolizisten in diese Züge dringen, wie wollen sie die körperliche, ich sage die körperliche Kraft finden, in diesen Zügen die Koffer zu durchsuchen? Die müssten fliegen können.

Trotzdem ist es eine Nervenanspannung.

Schliesslich kommt sie mit dem Koffer und schüttet - sie hat nicht einmal die Kraft zu sagen, dass alles gut gegangen ist - zwanzig antike Uhren auf den Tisch: "Hier ist das Geschenk", haucht sie. Sie hat wohl Libera getroffen, eine Schmugglerin aus Venedig, die auch mit der Pfandleihanstalt Geschäfte macht.

"Die silberne mit der Lilie ist für Lilli, wegen des Namens."

Wie jedes Weihnachten habe ich plötzlich hohes Fieber und haue meinen Kopf an die Wand, um mir ein Gefühl der Erleichterung zu verschaffen. Meine Schwester geht zur Mitternachtsmette, mit Alberto - ja, den gibt es noch - und einem Freund von ihm, der gerade vom Militärdienst zurückgekommen ist. Er scheint wohl Tito zu heissen.

"Deine Schwester hat sich in Tito verliebt!", bemerkt mein Bruder, nachdem sie zurück sind.

"!?!"

"Sie haben sich die ganze Messe lang Heiligenbildchen gezeigt."

"Und Alberto?"

"Der ist schier krepieri!", feixt mein Bruder. Ehre gerächt.

Ich habe meiner Schwester eine Keramikdose mit dem Kopf der Nofretete und drum herum lauter Hieroglyphen geschenkt, die ich im Zeichenunterricht gemalt habe. Für ihren Schmuck.

Aber zwei Tage später, als ich mit meinem Bruder in seinem Zimmer bin, um Tito nicht zu stören, der mit Lola im Wohnzimmer herumturtelt, bemerken wir einen Brandgeruch. In der Keramikdose, der mit den Hieroglyphen, verschmoren an jenem Abend alle wenigen Briefe von Alberto und die vielen, nie abgeschickten von meiner Schwester.
So beginnt die Ära Tito.

Da ist sie, die Zukunft

Schwarz auf weiss. Ein Brief.

Frau Vera Pinzani, Tochter der, geboren in, am, wird gebeten, in der Polizeiwache vorzusprechen.

Jetzt hat sie es übertrieben. Schon beim letzten Prozess, bei dem es um Zigaretten ging, hatte sie nicht mehr die Geschichte des verschwundenen Ehemannes erzählen können und wird es auch nie wieder tun. Mit einem Satz hat sie der Untersuchungsrichter oder wer auch immer, mit dem Rücken an die Wand gestellt:

“Meine Herren, es ist bekannt, dass diese Frau vom Schmuggel lebt.”

Für eine Wiederholungstat gibt es keine Entschuldigung mehr.

Kurz gesagt, sie wurde zu zwei Monaten Arbeitsheim verurteilt.

“Musst du ins Gefängnis?”

“Das heisst Arbeitsheim, Dummchen.”

Für ein Vergehen wie das ihre ist das Arbeitsheim vorgesehen.

“Siehst du, der Gedanke ist, dass man eine Arbeit erlernt. Die Trottel! Meine Herren“, sagt sie theatralisch an ein imaginäres Gericht gewandt- „ich habe eine Arbeit!“

Das ist das Schöne an meiner Mutter, dass sie ein unverständliches Theater macht, wenn meine Schwester das Wollhemd nicht anziehen will, doch vor den wahren Problemen des Lebens wie ein Meer ist, in dem sie versinken.

Notstandssitzung. Sie muss am Montag antreten, um die Strafe abzusetzen.

Es ist Freitag. Sie wird in derselben Nacht noch nach Lugano fahren. Nein, morgen, man muss nicht übertreiben.

“Aber wenn sie dich an der Grenze erwischen?”

“Ich habe einen Touristenpass, ausserdem bin ich ja keine Mörderin, komm.”

Meine Mutter wird niemals unter unsinnigem Verfolgungswahn leiden, auch weil sie an der Grenze grau werden kann, sie verschmilzt mit dem Hintergrund, man sieht sie kaum noch.

“Und ich werde mich in die Schweiz versetzen lassen!”

Die Escher Wyss!!

“Und ich komme, sobald ich die Schule abgeschlossen habe!”

Ich kann mich vor Freude kaum noch halten.

“Und ich?“, meint meine Schwester, die ihren Schatz, den Tito hat.

“Du bleibst hier, wenn du unbedingt willst. Behältst die Wohnung, die Möbel, alles. Willst du bleiben?”

“Ihr seid alle verrückt!“, sagt meine Schwester, die sich schwertut, ihr Leben innerhalb einer Viertelstunde umzukrempeln. Sie hat Wurzeln geschlagen.

Meine Mutter ist noch nicht abgefahren,

und schon hat sich Franco für die Emigration beworben. Und er kolportiert alles, was man sich in der Escher Wyss von der Schweiz erzählt, und wir lachen.

“Als erstes muss man aufhören, so laut zu sprechen. In der Schweiz sprechen die Leute leise. Und aufhören zu gestikulieren. Die Schweizer gestikulieren nie beim Reden.”

“So, so klein bist du einmal gewesen!”, rezitiere ich mit den Händen in der Tasche.

“Sie tun Zucker in den Salat.”

“Die zwingen dich doch nicht dazu, oder?!”

“Da liegt kein Fitzelchen Papier auf dem Boden.”

“Dann gehe ich zu Fuss!”

“Sie haben nicht ein Staatsoberhaupt, sie haben sieben.”

“Gut, dann bildet sich einer nicht zuviel ein. Und wenn da ein Anarchist ist, der den Präsidenten umbringen will, stell dir vor, der Arme, der weiss gar nicht, wo anfangen.”

“Anarchisten gibt es dort keine. Diese Staatsoberhäupter fahren sogar mit dem Tram zur Arbeit. Verstehst du, mit der Strassenbahn, ohne Polizei auf dem Motorrad und ohne gepanzerte Autos.”

“Und die Leute?”

“Das sind Leute, die darauf nicht achten, die denken wohl: Der macht auch seine Arbeit, wie ich und du. Es muss ein Volk sein, das keinen Personenkult treibt.”

Die Schweiz, Wirklichkeit geworden, sieht folgendermassen aus: Mein Bruder in Zürich, denn in Lugano gibt es keine Fabriken, meine Mutter in Lugano, denn in Zürich wollen sie sie nicht, sie ist zu alt, um sie zu versichern. Und bloss um eine Arbeitserlaubnis zu bekommen, wird sie die Toiletten im Kursaal putzen.

Und ich, die ich noch vier Jahre Augustinerinnen vor mir habe, teile mein Herz in Stückchen: Eines trage ich immer mit mir herum, denn man kann nie wissen, eines ist bei meiner Schwester in Schio, eines bei meinem Bruder in Zürich, eines in Lugano bei meiner Mutter und eines heimlich bei meinem Vater in Buenos Aires.

Die Feiertage werden überbrückt

zum Heiligen Josefstag. Drei Tage frei. Ich darf nach Hause.
Ich verlasse das Internat, singe *non ho l'età* und gehe zum Bus. Es ist kalt. Es ist wirklich ein kalter März.
Als ich nach Hause komme, ist es neun Uhr morgens. Meine Schwester hat den Ofen angefeuert, die Fenster sind beschlagen, sie macht mir einen Kaffee.
"Ich muss dir was sagen, Lilli."
Sie wendet den Blick ab, versucht den Gasherd anzuzünden.
"Du wirst Tante."
Das muss ich von meiner Mutter geerbt haben - das mit den grossen Problemen, denn ich denke nur eines: Jemine, die erwartet ein Kind, und ich lass mich bedienen.
Ich nehme ihr die Streichhölzer aus der Hand, warte, bis sie sich setzt und sage:
"Lass mich das machen, um Himmels willen, setz dich."
"Hör mal. Eine Schwangere ist doch nicht krank." Sie lacht, meine Reaktion hat sie wohl erleichtert.
"Und Tito?" frage ich, um die Dimensionen des Problems zu messen.
"Wir heiraten."
"Aber, hast du ihn denn gern?"
"Wir haben schliesslich ein Kind miteinander gemacht, Dummchen!"
Sie weiss ganz genau, dass das keine Antwort ist.
"Im wievielten Monat bist du?"
"Ich weiss es nicht."
Wie, denke ich mir, du studierst Sozialarbeit und kennst nicht einmal die Geschichte der Menstruation, die aussetzt?
"Ich habe meine Tage trotzdem bekommen."
Das glaube ich nicht, aber ich weiss, dass meine Schwester sich die Wirklichkeit zurechtbiegt, und schweige. Auch ihren Bauch will ich nicht sehen, deshalb ist da auch keiner.
"Was sagt der Arzt?"
"Er hat mich zum Durchleuchten geschickt. Ich gehe am Montag hin."
Ich beschliesse, dass ich nicht zurück ins Internat gehe.
Als sie mit den Bildern nach Hause kommt - morgen wird sie sie dem Arzt bringen - halten wir sie vors Licht, wir sind doch schliesslich Lehrerinnen, wir wollen raten, im wievielten Monat sie ist.

Und man sieht etwas, einen Fötus, genau wie in den Büchern: schätzungsweise ist sie im dritten Monat.
Dritter, vierter Monat.
"Es kann jeden Moment soweit sein", sagt sie, als sie vom Arzt nach Hause kommt, der die Bilder mit anderen Augen gesehen hat.

“Der Fötus, den wir gesehen haben”, sagt sie, “ist das Hirn des Kindes. Und wenn du genau hinschaust, siehst du die Knochen der Beinchen.”

Das wird was werden, diese Hochzeit, ein Wettlauf mit dem Kind, wer wird Erster sein?

St. Josef ist am 19. März, die Bilder sind vom 22., ein Minimum an Bekanntmachung, und am 1. April wird geheiratet: hoffen wir es.

Meine Mutter weiss nichts. Nur wir drei, Lola, Tito und ich, die engsten Freunde, dann die Familie von Tito, seine Mutter ist ausser sich.

Die Hochzeit

Sie weckt mich um vier Uhr morgens, es ist der Hochzeitstag.

“Die Wehen, Lilli”.

“Wie oft?”

“Jede halbe Stunde.”

“Dann schaffst du es noch, zu heiraten. Ausserdem braucht das erste Kind immer länger, bis es kommt.”

In gewissen Momenten bin ich, bloss um weiterschlafen zu können, zu allem bereit, auch eine Entbindung zu verschieben.

Wir gehen in die Kirche. Tito ist mit dem Fahrrad gekommen. Er, der von Natur aus gross, mager und blass ist, wirkt um sechs Uhr morgens mit der Braut, die sich immer wieder vor Schmerz windet, wie ein Gespenst.

Die alten Frauen von der Frühmesse, begreifen sie überhaupt, was geschieht?

Franco, ein Freund von uns, ist gekommen, und Alberto, der wie elektrisch geladen ist, die Cousins und Brüder von Tito, wir sind zu acht.

Nach der Zeremonie eilt Tito mit Lola direkt ins Krankenhaus, die Gäste kommen zu uns nach Hause zu einer Erfrischung, Martini und Kekse. Schliesslich ist es ja eine Hochzeit.

Die Brautleute sind nicht da. Es sieht ganz so aus, als müsste ich die Empfangsdame spielen.

Ich bin in Trance, fragt mich nicht, wie es mir geht, ich bin von Watte umgeben. Ein Glas Martini um sieben Uhr morgens an einem Tag wie diesem ist schlimmer als eine Droge. Und ich trinke mehr als eines. Und kümmere mich um die Gäste, wie es sich gehört.

Um acht Uhr gehen diese zur Arbeit, ich begleite sie zur Tür. Ich verabschiede mich von Alberto, der wie ein Hund leidet, ich spreche ihm Mut zu, wer weiss wieso, und gebe ihm einen Kuss auf die Wange. Aber er packt mich, drückt mich wie ein Verrückter und schiebt mir seine Zunge in den Mund.

Das ist zuviel. Zuviel. Mein erster Zungenkuss in so einem Augenblick, wie ein Dolchstoss. Das scheint mir nicht richtig zu sein. Nicht menschlich. Mich ekelt, auch wenn einen Augenblick eine Flamme in mir aufgelodert ist.

Ich wanke ins Schlafzimmer meiner Schwester und weigere mich zu leben.

Ich gehe weg.

Ich wache auf,

als Tito nach Hause kommt. "Kein Kind für heute. Die Wehen sind zu schwach. Vielleicht morgen."

Vielleicht?!

Und am nächsten Tag geht er in aller Frühe wieder ins Krankenhaus.

Und jetzt?

Wahrscheinlich müsste ich die Hausarbeit verrichten, denke ich. Und während ich die Betten mache, das von meiner Schwester und das Ehebett von meiner Mutter, in dem Tito geschlafen hat, wird mir klar, dass, wenn man die Dinge genau betrachtet, der Bräutigam die erste Hochzeitsnacht mit der Schwester der Braut verbracht hat.

Doch jetzt gehe auch ich ins Krankenhaus. Sicher ist das Kind schon da. Wir haben kein Telefon.

Aber man lässt mich nicht zu ihr ins Zimmer.

Von draussen höre ich meine Schwester, die zu denen gehört, die die Kinder schreiend gebären, ich höre, wie sie das Kind im Bauch laut beschwört, ihr nicht solche Schmerzen zu verursachen. Sie weint, schluchzt, fleht.

Ich will nie Kinder.

Danach Erbrechen. Tito kommt raus, drückt mir ein grün beflecktes Hemd in die Hand und sagt mir, ich solle ein frisches holen. Eine Stunde zu Fuss, hin und zurück, kein einziger Gedanke, das Hirn ist ganz Füße und Hände und weiter nichts.

Und als ich zurückkomme, ist Tito draussen, läuft auf und ab und raucht. Man kann seine Muskeln beobachten, die seinen Gesichtsausdruck verschliessen. Es steht schlecht, haben sie ihm gesagt, im Kreissaal geht es um Leben und Tod.

Lange Zeit später kommt eine Schwester durch den Korridor geschwebt:

"Hat man es Ihnen nicht gesagt, es ist ein Mädchen."

"Und die Frau, um Gottes willen?!", ruft ihr Tito nach, aber sie ist schon wieder weg.

Und endlich bringen sie sie wieder heraus: Meine Schwester ist gelb, die langen schwarzen Haare hängen gerade von der Liege herunter, ein violettes, kleines Wesen neben ihr. Im Moment sind alle am Leben.

Sie muss ruhen, sagen sie. Gehen Sie etwas essen, kommen sie danach wieder.

Es stimmt, wir haben Hunger.

Es ist Abend. Seine Mutter, die Schwiegermutter, hat uns ein Essen gemacht. Ihre Suppen erwecken einen wieder zum Leben. Aber sie sieht uns nicht an.

“Sie heisst Maria Pia”, Tito bricht das Schweigen und beobachtet die Reaktion seiner Mutter, die denselben Namen hat. Es ist ein taktischer Zug, das mit dem Namen, der sie umwirft. Sie zerfliesst vor unseren Augen. Sie wird dieses Kind mit aller Kraft ihres Herzens lieben.
Und im selben Augenblick vergibt sie meiner Schwester und ihrem Sohn jeden Skandal.

Wir gehen wieder ins Krankenhaus, verschämt, weil wir gegessen haben. Wir gehen in das Zimmer und sehen ein Schauspiel, das uns den Atem verschlägt: Meine Schwester ist beim Abendessen und plaudert mit ihrer Bettnachbarin über dies und jenes, als wäre es das Natürlichste auf der Welt, vom Tod ins Leben zurückzukehren, ohne Vorankündigungen, und als sie unsere Gesichter sieht, hält sie - die Gabel in der Luft - in ihrer Konversation inne und fragt: “Was ist los? Ist was passiert?”

Tito und Lola verheiratet, Maria Pia geboren

So der Wortlaut des Telegramms, das wir meiner Mutter schicken.
Ich versuche, mir ihre Reaktion vorzustellen. Sie ist so unberechenbar, diese Frau.

Ich sehe sie dort an ihrem Arbeitsplatz, sitzend, hinter dem Paravent, der die Türen zu den Toiletten verdeckt. Ich weiss, wie sie lebt. Zu Weihnachten habe ich sie besucht, habe zwei Wochen lang als Aushilfsmädchen im Kursaal gearbeitet: hundert Franken und Kost und Logis frei.

Nachts arbeitet sie bis zwei Uhr, morgens schläft sie lange in einem Zimmer, das sie mit weiteren drei Frauen teilt. Wenn sie aufwacht und alleine im Zimmer ist, wickelt sie das Trinkgeld, das sie erhalten hat, zu Röllchen, die sie dann auf der Post einwechselt. Sie ist höflich und macht, was man von ihr verlangt, sie beschwert sich nie. Wenn die Damen kommen, kümmert sie sich um sie. Sie weiss alles über sie, von Leben und Tod, von Wundern, draussen sind die Männer, die es mit dem Roulette aufnehmen, drinnen die Frauen, die sich der Psychoanalyse meiner Mutter unterziehen. Sie erzählen, beichten, weinen und schminken sich wieder: Das gibt kein schlechtes Trinkgeld.

Nachmittags hat sie zwei, drei Stunden frei, und da führt sie mich durch Lugano. Sie lädt mich zum Bircher bei Munger ein.

“Mamma, das sieht aus wie Ko...”

“Psst. Sag das nicht! Das darfst du nicht einmal denken! Das ist eine Spezialität und fertig.” Sie führt mich durch den Park, verschafft mir freien Eintritt ins Kino, weil sie die Kassiererin kennt, sie erklärt mir, wer Deutscher ist und wer Deutschschweizer, wehe, wenn du sie verwechselst, da sind sie gekränkt. Punkt sechs Uhr auf jeden Fall, wo immer sie auch ist, eilt sie zur nächsten Telefonzelle, um Franco anzurufen: Sie erzählen sich ihren Tag zum reduzierten Tarif.

Eine Woche nachdem wir das Telegramm abgeschickt haben, taucht sie in Schio auf, was für ein Risiko sie eingegangen ist. Gerade genug Zeit, um die Enkelin kurz zu drücken, mich zurück ins Internat zu bringen und den Schwestern alles zu erklären.

“Verrate mir eines, Mamma, was hast du gemacht, als du das Telegramm gelesen hast?”

“Was sollte ich machen? Ich bin losgegangen und habe Wolle gekauft.”

Die Augustinerinnen

Es ist wie beim Bäcker, in diesem Internat werden die Schwestern geknetet, geformt und gebacken, es ist ein Mutterhaus. Wenn sie dann schliesslich zur Überzeugung gelangt sind, dass sie glücklich leben, wenn sie das Gelübde der Armut, Keuschheit und des Gehorsams abgelegt haben, wechseln sie vom Status der Novizinnen in den der Schwestern über, mit einer schaurig-feierlichen Zeremonie, zu der wir Institutsmädchen nicht zugelassen sind.

Es ist ein riesiges Internat, mit einem Innenhof, der von einer grossen, mit Glyzinien bewachsenen Mauer durchtrennt ist. In einer Ecke sind die Waisenkinder, in der anderen wir Institutsmädchen und auf der andern Seite der Mauer die Novizinnen.

Wir sehen sie fast nie. Nur durch die Fenster im ersten Stock beobachten wir sie manchmal, wenn sie, ganz weiss, in ihren langen Kleidern Ball spielen, aufgeregt juchzen, mit ihren Hauben, die sich je nach Spielverlauf verschieben. Wenn mal eine Locke zum Vorschein kommt, schaut man gleich weg, denn man hat das Gefühl, man entjungfert sie beim Hinsehen.

Es gab dort eine Nonne, Schwester Bertilla. Ihre sterblichen Überreste werden unter irgend einem Altar der unzähligen Kapellen dieses Internats aufbewahrt; sie ist im Ruf der Heiligkeit gestorben. Man sagt, sie habe einen drei Kilo schweren Tumor an der Gebärmutter ertragen ohne zu klagen, und sei lieber gestorben als sich untersuchen zu lassen. Sie litt und schwieg.

Eines Abends, die grosse Nachricht: Der Papst spricht sie selig, oder heilig, ich weiss es nicht mehr genau.

Es herrscht grosse Aufregung. Sie sind gekommen, um den Körper zu holen und ihn nach Rom zu bringen.

Wir laufen durch hundert Korridore, um sie ein letztes Mal zu sehen. Es ist dunkel, und es herrscht eine unerträgliche Hysterie in der Luft, Geruch nach brennenden Kerzen, überall kniende Schwestern, die sich auf die Brust schlagen und irgend etwas in Latein vor sich hinsagen.

Beklemmung überkommt mich und schnürt mir den Magen zu. Meine Nerven liegen blank, und ich habe Lust zu schreien: Wenn ich mir jetzt nicht Luft machen kann, sterbe ich. Ich verliere jedes Gefühl für Mass in einer Situation, die heilig, erotisch, lächerlich, sadistisch, fanatisch oder was weiss ich alles ist, ich weiss nur, dass ich mich schliesslich ins Klo sperre, ohne Tränen schluchze, bis ich vom Rosenkranz, den ich in der Tasche habe, den Christus vom Kreuz abreisse, ihn zu einer Metallkugel zusammenquetsche und ihn esse. Ich schlucke ihn.

So beruhige ich mich.

Ist es Berufung,

was ich fühle? Ich möchte gerne Nonne werden. Dort bleiben, innerhalb dieser Mauern, nichts besitzen, arm, jungfräulich, gehorsam, auf die Welt verzichten, anderen Gutes tun, beten, wer weiss, ob mir die Haube steht.

Wenn wir unsere geistlichen Exerzitien machen und tagelang meditieren, ohne ein Wort zu sprechen, konzentriere ich mich auf die Nutzlosigkeit und Niedrigkeit des Körpers und der Materie. Es ist der Geist, der zählt, der Geist allein. Aber dieser Geist hat auch seine Tücken, denn wenn ich nicht aufpasse, fliegt er weg und denkt an Charlton Heston - sie haben uns erlaubt, *Ben Hur* zu sehen.

Aber es ist wohl nicht Berufung, es ist Angst vor dem Leben.

Ich hänge mich an die Philosophie. Ich verfolge wie verzaubert die philosophischen Abhandlungen, also ist diese Angst vor dem Leben, dieses Gefühl der Sinnlosigkeit der Dinge, dieses Geborenwerden, um zu sterben, das sich seit Jahrhunderten wiederholt, ohne dass je etwas Wesentliches geschieht, also ist das nicht nur ein Problem von mir. Es ist das Problem schlechthin.

Ich studiere die Philosophen. Wenn man sie mir erklärt, haben sie in meinen Augen alle recht, dann kritisiert man sie, und das macht mich traurig.

Ich ziehe daraus den Schluss, dass es kein Denken ohne Makel gibt, dass auch die Logik, die arme, nur ein Gefühl ist, ein Wunsch nach mentaler Ordnung. Was soll ich mich fragen, ob es einen Gott gibt, ob es ein Leben nach dem Tod gibt, wenn nicht einmal Sokrates eine Antwort darauf gefunden hat und wenn man mir den Platon so schlecht macht, als wäre er ein Idiot.

Wir sind an dem Punkt, wo wir Fragen stellen können, aber keine Antworten haben.

Dann schaue ich in den Himmel, und wenn ich mich gehen lasse, habe ich Lust, in seine Tiefe zu fallen, und ich fühle, dass jenseits jeder Logik dieser ganze Himmel, diese unermessliche Verschwendung an Raum und Zeit einen verborgenen Sinn hat, den ich nicht kenne, der aber da ist.

Man hat Kennedy ermordet.

Ich bin Lehrerin

Auch wenn ich vor lauter Anspannung ein Magengeschwür bekommen habe. Denn ich musste das Examen gleich im Juli bestehen, ohne im September noch einmal antreten zu können. Im Tessin beginnen die Schulen im September, und meine Mutter hat mir eine Stelle gefunden. In ihrer „Psychoanalytischen Praxis“ hat sie ein bisschen an den Fäden gesponnen, hat den Schulinspektor kennengelernt, und der hat ihr eine Stelle versprochen.

Sie hat auch eine Wohnung gefunden, mitten im Herzen von Lugano. Sie holt mich am Bahnhof ab und sagt: „Du wirst nicht schlecht staunen.“

Wir nehmen die Drahtseilbahn: Meine Damen und Herren, es geht los. Von diesem Moment an ist das Leben meine Schuld.

Noch nie soviel Platz gesehen.

Wir sind im dritten Stock, nach einem Aufzug à la Hitchcock, eine Tür aus dunklem Holz, hochglänzend, ein einziges Relief.

Eine Altbauwohnung mit ganz hohen Decken, endlos vielen Türen, die die fünf Zimmer mit knarrendem Parkett untereinander verbinden, ganz zu schweigen vom Eingang, der ein Salon ist, das Badezimmer, das ein Saal ist, die ganze Küche ein einziges Riesfenster, durch das man über die Dächer auf den See blickt, der San Salvatore praktisch in der Wohnung, das Klo, in dem man Stunden damit verbringen kann, den Touristen bei ihrem Spaziergang am Quai zuzusehen. Wenn meine Mutter mich aus einem Zimmer ruft, muss sie stehenbleiben, denn wenn sie mir entgegenkommt, verpassen wir einander.

Die Aufregung kommt mir zu den Ohren, zur Nase, zu den Augen heraus. Dann stocke ich.

„Wieviel kostet sie, Mamma?“

Das schaffen wir, das schaffen wir, schreit es in mir, als ich höre, dass sie 300 Franken kostet. Die verdient ja schon sie in den Toiletten ohne das Trinkgeld. Wenn ich dann wirklich die Stelle als Lehrerin bekomme...

„Wie hast du sie gefunden?“

Das übliche System: die Psychoanalyse und die Freundschaft mit der Signora Birolini, die in den Kursaal zum Spielen kommt, und hier hat sie als Diensthilfe gearbeitet. Aber jetzt ist der Professor gestorben.

Die Tapeten sind gelblich und dort, wo früher Bilder hingen, sind jetzt weisse Flecken.

„Das macht nichts, Mamma, ich male Bilder in dem Format und wir hängen sie an die Stellen.“

„Du malst?“

Was kann diese Mutter schon über mich wissen.

“Such dir dein Zimmer aus.”

Ein eigenes Zimmer. Daran denke ich morgen, im Augenblick ist das zuviel für mich.

Die erste kalte Speise nehmen wir in der Küche ein, wo noch ein Tisch steht, sie sitzt auf einem Eimer, ich, die ich leichter bin, auf dem Deckel einer Nähmaschine. Diese drei Dinge hat nicht einmal die Birolini gewollt.

Am Wochenende kommt mein Bruder. Auf dem nagelneuen Bett liegend, werfen wir ausgelassen Brotstücke zum Fenster hinaus und amüsieren uns darüber, wie die Möwen sie in der Luft schnappen.

Pass nur auf, die kommen noch in die Wohnung, wetten wir, und im schönsten Moment dieser Vogeldressur läutet es an der Tür, es ist das Mädchen des Dottore, dem Besitzer, der unter uns wohnt.

Das ist nicht erlaubt.

Falsch, wir haben uns falsch verhalten. Man muss aufpassen, es nicht übertreiben mit der Freude. Sich schön umsehen und sich verhalten wie die anderen.

Lernen, dass Glück zu haben etwas Normales ist.